

Das Vaterunser

Ausgelegt für Menschen von heute

Inhaltsverzeichnis

1	Von der Chance des Betens	1
2	„Du bist unser Vater“	13
3	„...der Du bist im Himmel....“	23
4	„...geheiligt werde Dein Name...“	29
5	„...Dein Reich komme...“	40
6	„Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden...“	51
7	„unser täglich Brot gib uns heute...“	58
8	„und vergib uns unsere Schuld...“	73
9	„...und führe uns nicht in Versu- chung...“	86
10	„...sondern erlöse uns von dem Bö- sen...“	98
11	Wie kam das Böse oder der Böse in die Welt?	104
12	Wer hilft uns bei der „Erlösung von dem Bösen?“	110
13	„Denn Dein Reich komme...“	116
14	„...und die Kraft...“	122
15	„...und die Herrlichkeit in Ewigkeit...“	130

1. Von der Chance des Betens

Wer Beten für selbstverständlich hält, der irrt. Beten, wie wir Christen es verstehen, setzt zweierlei voraus: Einen hörenden, persönlichen Gott, der unser Gebet wünscht, und ein ehrliches Herz, das sich nach Antwort und Erfüllung seines Gebetes sehnt. Ob es sich dabei um ein Dank-, Bitt-, Lobpreisgebet oder sonst eine Gebetsform handelt, ist unwesentlich. Die Erfahrung lehrt, dass Gott den Beter hört – der Mystiker sagt: Gott hört jedes Gebet - aber Er erhört nur die Gebete, die den Beter im Blick auf das irdische Leben entwicklungsmäßig weiterbringen, ihn an dieser Entwicklung nicht hindern und die den Beter somit im Hinblick auf das ewige Leben fördern. Wie wenig Beten selbstverständlich ist, mag ein jeder an sich selbst feststellen. Religiöse Stimmungen, wie der Hang zur Esoterik oder fernöstlicher Wellness, die zurzeit Konjunktur haben, repräsentieren nicht das derzeitige christliche Gebetsleben. Dass heute in einer durchschnittlichen deutschen Familie Kinder ihre Eltern betend erleben, dürfte eher eine Ausnahme, denn die Regel sein. Deutschland ist seit Jahrzehnten **Gebets-Notstandsgebiet!**

Warum ist das Gebetsleben in unserer Zeit so schwerfällig und quälend? Ein Blick zurück in die Geistesgeschichte Europas der letzten 500 Jahre erklärt, warum wir heute eine Art Gebetsnotstand ausrufen müssten. Als René Descartes (1596-1650), Begründer des **Rationalismus**, sein „**Ich** denke – also bin **ich** (cogito ergo sum)“ formulierte, empfand die damalige geistige Elite Europas sich selbst und ihren eigenen Verstand (ratio) für den Mittelpunkt der Schöpfung. Was ihr Verstand nicht fasste, wurde bestritten. Das galt vor allen Dingen für die Erfahrung. Der menschliche Verstand galt als die Messlatte aller Dinge. Das herrliche „Ich“ stand den „Objekten“ betrachtend gegenüber und übte sich darin, sie zu beherrschen. Zu solchen „Objekten“ zählten bald neben den Maschinen auch alle Tiere, die „Schwarzen“, die Kolonien, die Frauen und später die Arbeiter. Und weil das anscheinend alles so logisch war, ging das stolze Ego daran, das „Über-Ego“, Gott, als Person infrage zu stellen und durch ein „Prinzip Gott“ zu ersetzen. Freilich mit der Folge: Zu einem „Prinzip“ lässt es sich bis heute schwerlich beten! Vergessen schien, was Martin Luther im 16. Jahrhundert an uns Deutsche gewandt, mit dem Willen, unser Gottesverhältnis zu reformieren, schrieb: *„Wenn du wenig zu tun hast, dann bete eine*

Stunde; wenn du viel zu tun hast, zwei Stunden.“

Hundert Jahre später heißt es bei Franz von Sales, einem Ordensgründer, *„Bete jeden Tag eine halbe Stunde, und wenn du sehr viel zu tun hast, dann bete eine ganze Stunde.“*

Die dem Rationalismus folgende Zeit, nämlich die der **Aufklärung**, sollte die relative Offenheit für das Gebet weiter einengen. Der „Aufgeklärte“ legte Wert darauf, den „Autoritätsglauben“ der Kirchen durch einen sogenannten „Vernunftglauben“ zu ersetzen. Der Philosoph Immanuel Kant (1724-1804) sprach in diesem Zusammenhang gern von „Wahnglauben“, den er in drei Gruppen einteilte, von denen eine die Gnadenmittel sind, zu denen er das Gebet zählt. Bei Kant heißt es: *„Das Beten, als ein innerer förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn (ein Fetischmachen); denn es ist ein bloß erklärtes Wünschen, gegen ein Wesen, das keiner Erklärung...des Wünschenden bedarf, wodurch also nichts getan..., mithin Gott wirklich nicht gedient wird.“*

Der „Vernünftige“ bedarf nach Kant des Gebetes, des „Wahns“ nicht; er will die moralische Tat. Die Aufklärungszeit ist die Wiege eines überbetonten Tat-Christentums. In den meisten Lehranstalten, Schulen, und Kirchen

bemühten sich die Pädagogen, ihre Zöglinge aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ herauszuführen und sie zu lehren, sich des eigenen Verstandes zu bedienen – ohne Gebet – versteht sich! Das „Vaterunser“ – so Kant – sei sowieso nur eine Formel, die sich selbst entbehrlich mache, da man in ihr nichts anderes als den Vorsatz zum guten Lebenswandel finde. Welch ein Irrtum!

In solch einem Geist sind unsere Ahnen landauf, landab, erzogen (oder verzogen?) worden. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Belächelten die Gebildeten der Aufklärungszeit, die sich „ihres Verstandes bedienen“ das Gebet, so sollte mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach (1804-1872), der den Materialismus einzuläuten begann, eine dem Gebetsleben weitaus feindlichere Epoche beginnen. Feuerbach selbst hält nichts mehr vom „Prinzip Gott“ und will es durch die „Projektion Gott“ ersetzt wissen. Über das Gebet urteilt er: *„Das Gebet ist das absolute Verhalten des menschlichen Herzens zu sich selbst, zu seinem eigenen Wesen...Im Gebet betet der Mensch sein eigenes Herz an, schaut er das Wesen seines Gemütes als das absolute Wesen an.“*

Feuerbach, einst glühender Gottsucher, der von sich selbst schrieb: *„Gott war mein erster Gedanke“*, findet statt Gott den Menschen als seinen letzten Gedanken.

Im Gefolge von Karl Marx (1818-1883), Friedrich Nietzsche (1844-1900), Sigmund Freud (1856-1939) und der Naturwissenschaft, (abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen), wurde der Gedanke von der Vorherrschaft der Materie über den Geist und also der Tat über den Glauben fest und fester gezurrt. Das Gebet, meinte man, pflegen nur die Randsiedler, die Unaufgeklärten, die Duckmäuser. Berthold Brecht (1898-1956) hat diese Haltung treffend in seiner „Mutter Courage und ihre Kinder“ so beschrieben: In einer Szene gegen Ende des Stückes stellt Brecht die stumme Kathrin, Tochter einer Bauersfamilie, ihrer Familie gegenüber. Während die Bauersleute bei einem nächtlichen Handstreich der Feinde auf die wehrlose Stadt Halle auf die Knie fallen und das „Vaterunser“ beten, klettert Kathrin, umgetan mit einer Trommel, auf das Dach des Hauses und will die Schlafenden warnen. Schreien kann sie ja nicht, nur lärmern. Das Gebet wird hier als die nutzlose und falsche Alternative dem Handeln gegenübergestellt. Brecht missversteht das Gebet als Flucht aus dem Handeln und meint es deshalb schlechterdings ablehnen zu dürfen. Kann das aber das letzte Wort unsers Jahrhunderts zum Gebet sein?

Beten ist zu keiner Zeit falsch oder nutzlos und rechtes Handeln ebenso wenig. Wenn wir uns fragen: Was könnte einem Menschen wohl mehr geschadet haben: seines Lebens Beten oder seines Lebens Handeln? Ich vermute, die meisten Menschen geben dieselbe Antwort! Nicht oder nicht mehr zu beten halte ich für die Grundtorheit unseres Jahrhunderts. Niemand vermag dem Gebet die Verheißung zu nehmen, und dem „Vaterunser“ schon gar nicht. Es bleibt bei dem, was der Prophet Jesaja aussprach: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen“, spricht Gott. Das ist keine Intellektuellenschelte sondern Einspruch gegen ihre Hybris. Vom Gebet gilt: „Wer den Namen Gottes anrufen wird, soll gerettet werden.“ Durch Gedankenblitze der Aufgeklärten hat Gott sich zu keiner Zeit aus dem Regimente drängen lassen.

Vor einigen Jahren sagte unser damaliger Landesbischof Martin Kruse auf einer Synode: *„In einer Zeit, in der das Glaubenswissen der Christen – nicht ohne Schuld der Kirche! - gefährlich verblasst, ist es eine der vorrangigsten Aufgaben in allen Diensten der Kirche, die Sprachfähigkeit des Glaubens zu gewinnen und zu fördern. Wenn wir unseren Glauben nicht aussprechen können, reden wir*

über alles Mögliche und treiben wir Beliebige, bleiben aber dabei das Eigentliche und Wichtige schuldig. Die Sprachfähigkeit des Glaubens ist Symptom für seine Lebendigkeit! Das Vaterunser ist nun die erste gemeinsame Äußerung der Sprachfähigkeit des Glaubens gewesen – und es ist heute noch das Letzte, was Christen gemeinsam sagen können.“

Der Bischof wies damit auf eine Not in der Christenheit hin, die zu überwinden uns das Vaterunser hilft. Mir scheint, mit gutem Grund. Denn das Vaterunser ist Jesu Antwort gewesen auf die Unsicherheit Seiner Jünger, die nicht wussten, worauf sich ihr Beten, ihr Sinnen und Trachten, wenn es um die Beziehung des Menschen zu Gott geht, richten sollte.

Ist das Vaterunser auch keine lückenlose Dienstanweisung für jeden Schritt ins christliche Leben, so bleibt es doch eine grundlegende Einweisung ins christliche Leben. Es enthält Weg- und Zielmarken für den Beter aller Zeiten. Der Herr Jesus selbst war es, der das Vaterunser zum Erkennungszeichen Seiner Jünger gemacht hat und die frühe Kirche hat es unter Arkandisziplin gestellt, d.h. nur Getaufte und sich zur christlichen Kirche Bekennende kannten den Wortlaut dieses Gebetes. Das Vaterunser war damals noch etwas

Heiliges, das man vor Außensehenden geheim gehalten hat. Es ist gerade dieses Gebet, das den egoistischen Beter (**ich** will...) über das Du Gottes zum verantwortungsbewussten **Wir** bzw. **Uns** umerzieht. Zu einem solchen Prozess möchte ich einladen, indem wir das Gebet Jesu besser kennen lernen. Vielleicht gelingt es uns ja, aus so etwas wie einer rituellen Gebetsmühle heraus – und in ein lebendiges Gottesverhältnis hineinzufinden. Unsere Gebete wollen doch mehr sein als nur Fallschirme, die wir im Notfall zur Hand haben, aber immer hoffen, sie nie gebrauchen zu müssen.

„Das Gebet, das die Welt umspannt“, so lautete der Titel eines Buches, das der renommierte Theologe und Prediger Helmut Thielicke in den Kriegswirren der Jahre 1944/45 veröffentlicht hat. Es waren Reden über das Vaterunser.. Nicht nur das Vaterunser, ist ein Phänomen, das die Welt umspannt, sondern genauso das Gebetsleben. Jedes Volk auf der Erde betet. Und wenn sich, wie wir sahen, die klugen Köpfe in Westeuropa angestrengt haben und aus dem Beten einen „Wahn“ machen wollten, so sind sie gescheitert. Auch Westeuropa betet! Es hat zu allen Zeiten gebetet. Pointiert kann man mit Friedrich Heiler, dem Autor der umfangreichsten Monografie über das Gebet sagen: „*Der Gebets-*

trieb der Menschheit ist unausrottbar.“ Ist es etwa überzeichnet, wenn wir sagen: Das Gebet ist geradezu das Herz und der Mittelpunkt **aller** Religion? Bei einem französischen Theologen habe ich das schöne Wort gelesen, der sagt: Der Wert jeder Theologie, Dogmatik und Religionsphilosophie bemisst sich an dem, was sie über das Gebet zu sagen haben. Und ich möchte hinzufügen: Dein und mein Glaubensleben lässt sich an deinem und meinem Gebetsleben messen. Matthias Claudius, Kind der Aufklärungszeit, der sich das Beten nicht austreiben lassen wollte, schrieb: *„Ob man beten dürfe – ist eine genauso törichte Frage wie, ob man eine Nase haben dürfe.“* Man hat sie; man betet.

Ich sagte: Das Gebetsleben umspanne die Welt, es umspannt die Völker und es umspannt ihre Religionen. Dabei hat jede Religion ihre Eigenheit in ihrer Gebetspraxis entwickelt. Kennzeichen des **christlichen** Gebetes ist, dass es ein Gebet **an** den Vater, **durch** den Sohn, **im** Heiligen Geist ist. Oft mag uns das nicht mehr so bewußt sein. Hinter dem **christlichen** Beten steht das ausdrückliche Gebot Jesu: *„So seid allezeit wach und betet...“* (Luk.21₃₆, Luk.18_{1ff}, Matth.26₄₁).

Martin Luther schreibt im Großen Katechismus über das Gebet: *„Und soll nämlich das erste sein, dass man wisse, wie wir ümb Got-*

tes Gepots willen schuldig sind zu beten. Denn so haben wir gehört im andern Gepot: Du solt Gotts Namen nicht unnützlich führen', dass darin gefordert werde, den heiligen Namen zu preisen, in aller Not anrufen oder beten..."

Auf die Frage, warum wir überhaupt beten müssten, da Gott doch sowieso wisse, was uns nottut, antwortet Luther an anderer Stelle: *„Warumb lesset er uns denn bitten und unsere not furtragen und gibt's nicht ungebeten, weil er alle not besser weis und sihet denn wir selbs? Darum das wir's erkennen und bekennen und bekommen was er uns für güter gibt und noch viel mehr geben will und kann...Sihe solch erkenntnüs jm gebet gefellet Gott wol und jst der rechte, hoheste und kostlichste Gottes- dienst den wir jm tun können...Also leret uns das gebet das wir beide uns und Gott erkennen und lernen was uns feilet und woher wir's nehmen und suchen sollen.“* Also: Beten ist gleich einem Erkenntnisvorgang, in dem wir unsere eigene Lage vor Gott erkennen lernen und vorab das, was uns fehlt und nottut. Daraus folgt: Wer nicht betet oder wer bereits über seinem möglichen Nachtgebet einschläft, der kann dann auch nicht wissen, was er für seinen Leib und sein Leben nötig hat. Beten produziert also weder Theorien noch ist es Kopfarbeit; Beten ist weder Plappern noch das Ab-

lesen gedruckter frommer Zeilen. Beten ist persönliches Gespräch mit dem Vater, der gegenwärtig ist, der lebt und zuhört und das schon von Ewigkeit her.

Als unser Herr Jesus Seinen Schülern das Beten lehrte, weil sie nicht so recht wussten, wie man, anders als der Normaljude Gottes Herz erreicht, da formulierte Er ihnen das Vaterunser. Wir haben seinen genauen Wortlaut nicht mehr. Wir wissen nur, dass Gemeinden, die damals der Apostel Lukas besuchte, einen kürzeren Wortlaut des Vaterunser bewahrt haben (siehe Luk.11₂₋₄) als die palästinischen Gemeinden des Matthäus (siehe Matth. 6₉₋₁₃). Schon vor langer Zeit hat die Christenheit sich auf die Fassung des Matthäus geeinigt und dann viel später auch auf einen anerkannten Gebetsschluss (siehe die Verse 14-15), sodass die Christenheit heute ein einheitliches Vaterunser betet, wohl das einzige Gut, das sie – das ist die katholische, orthodoxe und protestantische Christenheit – gemeinsam hat. Im Laufe der Zeit sind dann, angeblich durch so etwas wie das „Innere Wort“, zahlreiche andere Fassungen des Vaterunser aufgetaucht, wie in „Das Evangelium Jesu“ des Engländers G.J.R. Ousley oder ein angebliches Ur-Evangelium aus dem 1. Jahrhundert, das sich „Das Evangelium des Friedens Jesu Christi von seinem

Schüler Johannes“ nennt, und das von Ed. Bordeaux Székely aufgefunden sein will und einen zweiten Teil kennt, der folgendermaßen beginnt: *„Und ebenso betet zu eurer Erdmutter: Unsere Mutter, die du bist auf Erden, geheiligt sei dein Name...“* Das ist mir ein kuriozes Gebet! Es ist sicher genauso kurios wie die Wiedergabe des Vaterunser in der erst 2006 erschienenen „Bibel in gerechter Sprache“, in der das Vaterunser so beginnt: *„Du Gott, bist unser Vater und Mutter im Himmel, dein Name werde geheiligt. Deine gerechte Welt komme...“* Niemand sage, das alles sei nicht ernsthaft gemeint. Aber ist es noch dasselbe, was Jesus gesagt und gewollt hat? Ich werde mich in der Auslegung des Vaterunser für **den** Wortlaut entscheiden, den wir in Luthers Übersetzung im Matthäusevangelium nachlesen können und der ökumenisch ist und der den Betenden, der mit dem Herzen und nicht mit dem Hirn betet, erfahren läßt, welche Kräfte ein ernstliches Gebet freisetzt.

2. „Du bist unser Vater!“

Wir können es nicht oft genug betonen: Das **erste** Wort unseres Gebetes ist das wegweisende, entscheidende Wort: „**Vater!**“ Dieses erste Wort bestimmt alle weitere Auslegung des Gebetes. Dieses „Vater“ ist grammatisch eine Form der Anrede, die man Vokativ nennt, und die schon ganze Hingabe ausdrückt und nicht eben nur ein Hauptwort ist.

Der Herr Jesus war nicht der erste, der Gott mit „Vater!“ angeredet hat. In Gott einen Vater zu sehen, ist uraltes Gemeingut der Religionsgeschichte. Schon im 8. vorchristlichen Jahrhundert bezeichnet Homer den Gott Zeus als „*Vater der Menschen und der Götter*“, ein Hinweis auf die Autorität, die Zeus als Erzeuger der Menschen und Götter genießt. Auch Plato (ca. 450 Jahre v. Chr.) verwendet die Vater-Idee, wenn er von dem Guten als dem „*Vater aller Dinge*“ spricht. Und schließlich bekennt ein geistiger Nachfahre des Propheten Jesaja zur selben Zeit wie Plato von Jahwe. „*Du bist doch unser Vater...Du, Jahwe, bist unser Vater(Jes. 63₁₆)*“.

Betrachten wir uns diese Redeweise von Gott als Vater genauer, dann fällt uns bei den genannten vorchristlichen Beispielen eines auf: Sie reden von Gott als Vater stets in

umschreibender Form – d.h. sie **beschreiben** Gott als Vater. **Sie beten Ihn nicht als Vater an.** Auch im antiken Judentum **fehlt** die direkte **Gebetsanrede** Gottes als Vater so gut wie ganz. Dasselbe gilt auch von den liturgischen Texten der frühjüdischen Schriften und von den antiken Beispielen.

Vergleichen wir die „Vater“- Belege des Alten Testament wie die des Neuen miteinander, dann ergibt sich folgende überraschende Feststellung: Das wesentlich umfangreichere Alte Testament nennt an 18 Stellen den Vater-Namen für Gott, während das Neue Testament Gott an 261(!) Stellen Vater nennt. Kommt im AT der Vaternamen für Gott ausschließlich im Zusammenhang mit dem auserwählten Volk Israel als den „Söhnen“ (5.Mose; Jeremia) oder als Vater des menschlichen Königs (2.Sam.; 1.Chron.) vor, so wird Gott erst viel später auch als der Vater einzelner Frommer (Weish.11₁₀; Sir. 23₁₊₄) bezeichnet. Die Gebetsanrede Gottes als Vater fehlt gänzlich.

Jesus selbst bezeichnet Gott in den überlieferten Evangelien 138mal als Vater. Auffallenderweise verwendet Jesus den Vaternamen für Gott nie im Zusammenhang mit dem auserwählten Volk Israel, das Gottes Vater-Sein von seinem Sohn-Sein ableitet. Jesus leitet die Sohnschaft (und selbstverständlich auch die Tochterschaft!) derer, die Gott „Va-

ter“ nennen dürfen, keineswegs von einer Volkszugehörigkeit ab. „Sohn“ bzw. „Tochter“ Gottes sein, meint bei Jesus: dem Vater ähnlich sein, Seine Züge an sich tragen. Deshalb ist es das natürlichste von der Welt, dass sich ein „Sohn“ bzw. eine „Tochter“ vom Vater leiten lässt. Jesus selbst hängt so sehr an Seinem himmlischen Vater, dass Er aus einem inneren Muss heraus nur das tun kann, was Er Seinen himmlischen Vater tun sieht.

Uns natürlichen Menschen (Israel eingeschlossen) ist die ureigenste Sohnesart verloren gegangen. Wir sind keineswegs schon durch die christliche Wassertaufe zu Söhnen oder Töchtern (Kinder) Gottes geworden! So einfach gehört niemand zur Familie Gottes. Nur wem der Vater **Seinen Geist** gibt – also: Wen der Vater von neuem geboren sein lässt, wen Er quasi noch einmal „gebiert“ und mit dem Himmel verbindet, der kann aus einem natürlichen Menschen zu einem „Sohn“ bzw. zu einer „Tochter“ Gottes werden. Hat dann solch ein Mensch sein Handeln, Denken und Wollen, also: seine Seele vom Geist Gottes angeregt, das ist: erweckt bekommen, ist also die eigene Seele für Gottes Wirken am Menschen offen, dann ist dieser Mensch in Jesu Augen wirklicher „Sohn“ und wirkliche „Tochter“ Gottes. Wir sehen: Gott kann viele Söhne und viele Töchter haben und Er hat sie auch. *„Denn die der Geist Gottes treibt, **die***

sind Söhne Gottes (Röm.8₁₄).“ Als Gott Seinen einzigartigen Sohn in die Welt sandte, hoffte Er auf mehr, viel mehr wirkliche, aus Ihm geborene Söhne und Töchter als es unsere Dogmatiker wahrhaben wollen. „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott Seinen Sohn...damit Er die, die unter dem Gesetz waren (vornehmlich die Juden), freikaufte, damit wir (Juden und Christen)die Sohnschaft empfangen (Gal.4_{4f}).“

Die Schreiber der neutestamentlichen Schriften haben sehr genau zwischen einem Juden und einem wiedergeborenen Juden unterschieden. Weil sie den Herrn Jesus als den Prototypen eines Sohnes Gottes erkannt hatten, drückten sie bei den später aufgeschriebenen Jesus-Zitaten Sein Sohnesverhältnis am besten durch die Vater-Anrede Jesu aus. Wir wissen nicht, ob Jesus selbst immer oder auch nur überwiegend von Gott als Seinem Vater geredet hat. Vielleicht wollte es die Tradition so aufgrund eben dieses Vater-Sohn-Verhältnisses. Wie dem auch sei: Wenn sich die Anzahl der Jesu Vater-Invokationen auch verringern sollte: Jesus hat mit Sicherheit im Gebet Gott „Vater“ genannt und Er hat das Herrengebet sicher mit „Vater!“ beginnen lassen.

Angesichts dieses auffälligen Sachverhaltes berührt es mich betrüblich, wenn wir selber in unseren Gottesdiensten den

himmlischen Vater im Gebet lediglich mit „Gott... lass, mach, hilf, tu...“ anreden. „Gott“ ist kein Eigename sondern eine „Berufsbezeichnung“. Der himmlische Vater ist von Beruf Gott und auch die sehr formale Anrede „Herr“ im Gebet für Gott ist doch auch eher eine Notlösung im Blick auf die Geister, die sich gern „Herren“ nennen lassen. „Vater“ ist ein einmaliger Ehrenname und zwar nicht nur für Gott sondern auch für uns in der Beziehung als „Söhne“ bzw. „Töchter“. Wenn Jesus uns den Ehrennamen „Vater“ zu gebrauchen erlaubt, wenn und weil der Heilige Geist uns zu Söhnen und Töchtern Gottes gemacht hat, dann wollen wir den Vater-Namen für Gott auch mit Stolz und mit Würde nennen.

Die religiöse Vorstellung - Gott ist unser Vater - ist eine alte religiöse Vorstellung, die im Judentum, in großen Teilen des Christentums und auch im Islam unangefochten verständlich war bzw. noch ist. Dass die Gottheit der leibliche Vater der Menschen oder auch bestimmter Menschen ist, ist eine im Alten Orient seit den ältesten Zeiten weit verbreitete mythologische Vorstellung. Stämme, Völker und Familien führen ihre Ursprünge auf einen göttlichen Ahnherren zurück, allerdings hat Israel diese Vorstellung nicht geteilt.

Die Rede Israels von Jahwe als Vater will nichts anderes als das **Wesen** Jahwes be-

schreiben, nämlich als den, der Israel aus der Knechtschaft Ägyptens führte und der sich in unlöslicher Treue mit dem Hause Davids verbunden hat. Die Rede von Gott als Vater bringt immer eine wechselseitige Beziehung zum Ausdruck. Korrekterweise müsste man also von einer „Gott als Vater“ und „Israel als Sohn“ =Vorstellung sprechen. Gott ist in Israel nur aufgrund Seiner Söhne ein Vater. Und Er wird als Vater Seiner Söhne ihnen vergebend treu bleiben, wenn Seine Söhne Ihn achten. Und wenn sie Ihn verleugnen, so wird Er doch Ihr Vater bleiben. Übrigens: Der älteste Beleg für die Vorstellung einer Gottheit als „Vater“ von Menschen stammt nicht aus dem Judentum sondern aus akkadischer Zeit und kommt in einer Urkunde Sargon I. (3.Jahrtausend v. Chr.) vor.

Es verwundert nicht, wenn Jesus, als der treue Sohn Jahwes, in einem besonderen Vater-Sohn=Verhältnis gestanden hat. Ausdruck findet dieses besondere Verhältnis in der besonderen Weise, wie der Herr Jesus Seinen himmlischen Vater angeredet hat: mit dem Wort „**Abbá**“ (nicht: **Ȧbba**). Abbá ist das aramäische Wort für „Vater“. Ursprünglich mag es einmal eine Art Lallwort kleiner Kinder gewesen sein, aber zurzeit Jesu war es bereits ein in der Umgangssprache gebräuchliches Wort, insbesondere als Anrede

Älterer und als Anrede in vertrauter Umgebung. Ungewöhnlich ist also die Verwendung dieses Wortes im Munde Jesu nicht; ungewöhnlich ist die Art und Weise, wie Jesus dieses Wort gebraucht: nämlich als Anrede an Gott, Seinen Vater. Wir kennen bisher in der jüdischen Gebetsliteratur dazu so gut wie keine Parallele. Indem später die Urgemeinde (vgl. Röm. 8₁₅ und Gal. 4₆) diese einzigartige Anrufung Gottes durch Jesus übernimmt, will auch sie ihr vertrautes Gottesverhältnis zum Ausdruck bringen. Wir Heutigen identifizieren mit dem Wort „Abbá“ mehrheitlich eine schwedische Pop-Gruppe, aber nicht mehr den Herren aller Herren. Wie sich doch die Götter**bilder** wandeln!

In der Gegenwart wird das **Bild**, das uns Gott als Vater vor Augen malt, von einigen nicht mehr verstanden. Das liegt gewiss weniger daran, dass in der Gegenwart die Väter unberechenbarer und gewalttätiger geworden wären als in früheren Zeiten, sondern es liegt an den gesellschaftlichen Umwertungen unserer Zeit. War in früheren Zeiten der Vater als Familienoberhaupt überwiegend alleiniger Ernährer der Familie, dem auch das Sagen und die Verantwortung zugesprochen worden ist, so ist die Gesellschaft heute dabei, die gesellschaftlichen Rollen von **Vater und Mutter** neu zu definieren. Besonders in und

nach Kriegszeiten ist eine vaterlose Gesellschaft aufgewachsen. Dass **heute** einige Kinder ohne ihren leiblichen Vater aufwachsen müssen, einige Söhne und Töchter in ihren Vätern keine Vorbilder finden können und einige Frauen und Männer mit dem Begriff „Vater“ traumatische Erfahrungen verbinden, ist gewiss kein Einzelfall **unserer** Gesellschaft. Nur heute wird darüber geredet! Heute stoßen sich nicht wenige Menschen zu Recht an den überkommenen patriarchalischen Verhältnissen und eben auch an einer von ihnen als patriarchalisch empfundenen Gottesvorstellung. Die Diskussion über das biblische Gottes**bild** – denn unsere Vorstellungen von Gott können wir immer nur **bildhaft** ausdrücken und unsere Gotteserfahrungen ebenso – also: das biblische Gottes**bild** ist eines der Zentralthemen der feministischen Theologie geworden. Die Vorstellung von Gott als Vater ist für diese theologische Richtung tiefster Ausdruck patriarchalischen Machtanspruches. In einer Veröffentlichung der Ev. Landeskirche in Württemberg aus dem Jahre 1992 konnte man lesen: *Feministische Theologie sucht heute andere Bilder für Gott. Nicht mehr nur Vater, Herr, König, Richter, sondern Mutter, Göttin, Ruach...Sophia... Frauen argumentieren meist als existenziell Betroffene und wollen nicht einfach dogmatische Begriffe als Wahrheiten annehmen...Gott als*

Vater...ist für viele durch negative Erfahrungen mit dem eigenen Vater unannehmbar.“

Haben die Feministinnen auch einmal darüber nachgedacht, dass der Volksmund zu den festen Vorstellungen von der „bösen Schwiegermutter“ oder der „Stiefmutter“ auch nicht grundlos gekommen sein wird? Die Feministinnen beurteilen das Gottes**bild** des Vaters meist sexistisch, indem **sie** Gott auf seine Männlichkeit festlegen wollen, die dann das Weibliche ausschließe. Denn wenn Gott männlich sei, wird argumentiert, dann sei das Männliche gottähnlicher als das Weibliche. Das aber stütze und begründe – so die Feministinnen – die patriarchalische Herrschaft der Männergesellschaft. Sind das aber nicht die von ihnen selbst verworfenen „dogmatischen Begriffe“?

Wie sich der Versuch, die Gottesprädikation als Vater möglichst zu vermeiden, in der Praxis auswirkt, sei an einem Beispiel illustriert. In der 2006 erschienenen „Bibel in *gerechter Sprache*“ zeichnet die feministische Privatdozentin für Neues Testament, Frau Dr. Luzia Sutter Rehmann für die Übersetzung des Lukas-Evangeliums verantwortlich. In diesem Evangelium finden wir bekannterweise auch eine Form des Vaterunsers, das daselbst beginnt: „**Vater**, dein Name werde *geheilligt*...“ Frau Rehmann überträgt: „Du

Gott, dein Name werde geheiligt..“ Das Lukas-Evangelium erwähnt den Vaternamen für Gott im sogenannten Urtext 18mal. Unsere Privatdozentin überträgt dieses „Vater“ siebenmal mit „Gott“, sechsmal mit „Vater“, viermal mit „Schöpfer“ und einmal mit „himmlische Quelle“. Nach welchen Kriterien hat sie übertragen? Nach Geschmack? Nach Bauchgefühl? Kann man da noch von Übersetzung reden? Was ist durch solcherlei Übertragung **besser** gemacht oder „gerechter“ ausgedrückt worden als in der griechischen Fassung? Hilft diese Art von Eingriffen in den Bibeltext Frauen (und Männern) wirklich?

Es ist ohnehin zu fragen, ob ein Streit um Gottes**bilder** nicht ein Bilderstreit ist, der überdacht werden sollte. Sinnvoller ist es doch, wenn unseren Mütter und Väter vorleben, wie Lebenshilfe geschieht durch Eltern, auf die ein junger Mensch sich verlassen kann und die ihm Vorbild sind im Meistern des Lebens auch in schweren Zeiten. Und nichts anderes hat Israel getan, indem es Gott als Seinen Vater preist. Der Vater war und ist ihnen und uns Garant für Seine Liebeszuwendung zu Seinen Kindern. Oder, wie es Martin Buber, Rabbi Meier zitierend ausdrückt: *„Kinder seid ihr dem Ewigen, eurem Gott, auch wenn ihr nicht als Kinder Gottes euch bewährt.“*

3. „....der Du bist im Himmel....“

Es gibt keine Religion auf Erden, die nicht irgendeine geistige Beziehung zum Himmel hätte. Aber nicht nur die Religionen bestürmen den Himmel, auch die Dichter schwärmen von ihm und die Philosophen entwickeln tiefsinnige Gedanken über die unsichtbare Welt. Für Astrologen und Astronomen ist der Himmel Spezialgebiet.

Verwundert es da, wenn die Bibel den Himmel über 700mal erwähnt? „Himmel“ – hebräisch korrekt: „**die** Himmel“, haben etwas zu tun mit Weite, mit Sehnsucht, mit Unerreichbarkeit, mit Hoffnung und Erfüllung von Wünschen, die auf der Erde nicht oder doch nicht unmittelbar erreichbar sind. Das alles macht es umso verständlicher wenn die meisten Menschen mit „Himmel“, falls nicht Gott, so doch ihre Träume von dieser unsichtbaren Wirklichkeit in Verbindung bringen. Der aufmerksame Leser wird mit dem Hinweis auf **die** Himmel (und nicht nur auf **den** Himmel) auf die entscheidende Spur gewiesen. Denn das, was wir als Himmel bezeichnen - das ist in Wirklichkeit eine Unzahl von Sphären von Himmeln. Da der Himmel in der Regel **über** einem zu sein scheint, fällt es uns am leichtesten, auch die verschiedenen

Himmelssphären übereinanderliegend zu denken. Das ist freilich nur eine gedankliche Konstruktion, die unseren Vorstellungen entgegenkommt. Um Genaueres zu erfahren, müssten wir **die** befragen, ob es denn so oder anders sei, die schon einmal Einblick nehmen durften in die himmlischen Sphären. Und ob wir denen dann glauben – ob wir dem Herrn Jesus glauben, der die Himmel kennt – ist eine andere Frage.

Das Alte Testament macht jedenfalls – gleich auf seiner ersten Seite – eine interessante Unterscheidung, was die Himmel betrifft. Der erste Satz der Bibel lautet in der Lutherübersetzung. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Normalerweise liest man darüber hinweg und interpretiert diesen Satz so: Am Anfang schuf Gott alle **Dinge**. Das ist gewiss auch richtig. Aber es passt nicht zu den dann folgenden Sätzen der Schöpfungsgeschichte. Denn dort wird berichtet, dass es, als dieser Himmel und diese Erde wurden, noch gar keine **Dinge** gab. Also: Es gab weder Licht noch Finsternis, weder Tag und Nacht noch eine materielle Erde und auch keine sichtbaren Himmel. Die werden erst später geschaffen, so wie der Mensch auch. Korrekterweise müssen wir also sagen: Bevor Gott der Herr alle **Dinge** geschaffen hat, bevor Er die geistige Materie ins Leben rief, hat Er einen geistigen Himmel geschaffen, in

dem die Cherubim und Seraphim und die Erzengel und Engel beheimatet sind und eine geistige Erde, die einige Völker „Garten Eden“, andere „Paradies“ genannt haben, auf der die geistigen Töchter und Söhne Gottes, die einmal Menschen werden wollen und sollen, ihr vorläufiges Zuhause haben. Das ist also wirklich gemeint mit dem Satz: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Wir sehen also: Himmel ist nicht gleich Himmel. Wir unterscheiden, um es mit den Worten eines berühmten Buches von den Verfassern Bernhard Lang/Collien McDonnell, „Der Himmel“, zu sagen, zwischen einem **theozentrischen** und einem **anthropozentrischen** Himmel, das ist zwischen dem Himmel, in dem sich alles auf Gott bezieht und daher auch alles göttlich zugeht und dem Himmel, in dem die (verstorbenen) Menschen ihr Leben nach dem Sterben fortsetzen. Vielfach spricht man auch von einem Zwischenzustand bzw. einem Zwischenreich. Wenn also unser Herr Jesus Christus vom „Vater, der Du bist in den Himmeln“ spricht, dann denkt Er ohne Frage an den theozentrischen Himmel, in dem Er den Vater anwesend weiß. Dieser Himmel ist uns Menschen nur im Gebet erreichbar, weil zwischen Gott und den Menschen der „unendlich qualitative Unterschied“ besteht, von dem Kierkegaard zu reden begonnen hat.

Jesus selbst redet oft von den Himmeln, da ja das Kommen des „Reiches der Himmel“ bzw. des „Reiches Gottes“ das Herzstück Seiner Verkündigung ist. Aber der Herr redet auch vom anthropozentrischen Himmel. Als Er einmal in einem Gespräch über die Himmel und über das Schicksal der Verstorbenen verwickelt wird, erzählt Er Seinen Zuhörern die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus (Luk. 16₁₉₋₃₁). Was hier beschrieben wird, entspricht genau dem anthropozentrischen Himmel. Der eine - der ehemals reiche Mann – befindet sich nach dem Tode in einer Sphäre des Himmels, die noch die des Leidens, hier: des Durstes ist; der arme Lazarus befindet sich dagegen in einer anderen Sphäre des Himmels, die Jesus mit im Schoße Abrahams umschreibt. Im theozentrischen Himmel sind alle drei noch nicht. Diesen „Ortswechsel“ erleben sie erst, wie das Neue Testament lehrt, am Tage ihrer Vollendung, also wenn auch ihr Leib vollständig vergeistigt sein wird. Die Vollendung ist ein individuelles Ereignis, also ein von jedem einzelnen Menschen zu je seiner Zeit realisiertes und kein kollektives Geschehen. Es ist eine völlig falsche Vorstellung, wenn wir uns einreden lassen, dass für alle gestorbenen und lebenden Menschen die Neue Welt Gottes zu gleicher Zeit hereinbrechen würde. Wie uns die von Jesus erzählte Geschichte vom rei-

chen Mann und armen Lazarus zeigt, ist das Jenseits weder ein Schlafsaal für Verstorbene noch eine Totengruft, sondern Aufenthaltsort real weiterlebender Verstorbener in ihrem Ätherleib in der Sphäre, die ihrer irdischen Lebensweise entspricht. Der Ausdruck „die Himmel“ ist also ein Sammelbegriff dessen, was an anderen Stellen der Bibel differenzierter mit **„Hades“**, **„Abyssus“**, **„Paradies“** bzw. der Wohnung Gottes selbst beschrieben wird und im klaren Gegensatz zu dem steht, was die Bibel mit **„Gehenna“** oder **„Hölle“** bezeichnet. So gesehen, steckt auch ein Quäntchen Wahrheit in dem alten Karnevals-schlager, der so schön verträöstend lautet: „Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind“. Es fragt sich nur: in welchen Himmel? Wohl gelangen wir in den, für den wir „brav“ genug gewesen sind. Es ist ein Irrglauben zu meinen, die Gnade Gottes würde alle Menschen gleich nach dem Sterben selig machen. Warum auch sollte ein Unterschied bestehen zwischen der Gnade, die den Lebenden zugute kommt und der Gnade, die für die Verstorbenen wirksam ist? Wer hier noch nicht selig ist, wird es dort auch nicht sofort sein. Gott bügelt nicht gleichsam alle Menschen, und das das auch noch schlafend, gleich.

Wir halten fest: **Die** Himmel, die der Herr Jesus den Menschen in Aussicht stellt, sind nur unter Auflagen erreichbar. Im Matthäusevangelium, im 19. Kapitel, spricht Jesus z.B. denen, die um der neuen Jesus-Bewegung willen Vater und Mutter und Kinder verlassen haben, um sich der neuen Bewegung anzuschließen, die Himmel zu. Im 5. Kapitel desselben Evangeliums fordert Jesus eine „bessere Gerechtigkeit“ als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, also eine bessere Gemeinschaftstreue Gott und den Mitmenschen gegenüber, wenn man in die oberen Himmelsphären gelangen will. Um sich diesen Wunsch zu erfüllen, auch in die Himmel zu gelangen, können wir beten und gewiss eine Menge tun. Denn nur der tätige Beter ehrt den Vater, der in den Himmeln ist. So ist es und so bleibt es wohl dabei: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen **tun** meines Vaters im Himmel“, spricht der Herr Jesus Christus(Matth. 7₂₁).

4.: „...geheiligt werde Dein Name...“

In der Apostelgeschichte wird uns folgende Begebenheit berichtet: Der Apostel Philippus wird von einem Engel Gottes angewiesen, er solle sich an die Straße, die von Jerusalem nach Gaza führt, begeben. Auf seltsame Weise an diesen Ort versetzt, wo die Gegend recht öde und menschenleer ist, naht sich ihm daselbst ein königliches Gespann und auf dem Wagen sieht Philippus den Minister einer Königin, wie dieser laut in der Rolle des Propheten Jesaja liest. Philippus nähert sich dem Wagen und fragt den hohen Beamten: „Verstehst du auch, was du **liest?**“

Ich frage dich: „Verstehst du auch, was du da **betest?**“, wenn du sprichst: „Dein Name werde geheiligt.“ Hast du dir schon einmal darüber Gedanken gemacht, wie du das anstellen könntest, wenn du „den Namen Gottes heiligen“ willst? Rezepte darüber – wenn ich das so sagen darf – gibt es in der gesamten Bibel nicht. Jesu Gebetsbitte ist an dieser Stelle der Bibel singular. Wollen wir also Jesu Bitte erklärt bekommen, müssen wir den Herrn Jesus selbst, und zwar auf dem jüdischen Hintergrund Seines Gebetslebens verstehen.

Unsere Gebetsbitte um die Heiligung des Gottesnamens schließt sich formell sehr eng an das jüdische **Kaddisch**, das Schlussgebet des jüdischen Gottesdienstes an, mit dem zu den Zeiten Jesu jedes Kind Palästinas wohl vertraut gewesen ist. Seine heute übliche Form lautet:

„Verherrlicht und geheiligt werde Sein großer Name in der Welt, die Er nach Seinem Willen erschaffen hat ... “

Hören wir genau hin: Die betende Gemeinde sagt nicht: „**Wir** verherrlichen und heiligen Seinen großen Namen“, denn **wir** sind überhaupt nicht fähig, Gott zu verherrlichen oder zu heiligen. Das vermag nur Gott selbst. Die Bitte um die Heiligung des Gottesnamens **unter uns** ist also die erste Bitte, die wir an Gott richten: „Vater, Sorge **Du** dafür, dass Dein Name unter uns heiligen Klang, Ehre und Hochachtung ausstrahle!“

Martin Luther, der für uns Protestanten zum maßgeblichen Ausleger des Vaterunsers geworden ist, klagt gleich zu Anfang seines Großen Katechismus' über das „geheiligt werde Dein Name“ wie folgt: „Das ist nun etwas finster und wohl nicht deutsch geredet, denn in unserer Muttersprache würden wir etwa sprechen: Himmlischer Vater, hilf, dass nur Dein Name möge heilig sein. Was ist's nun gebetet, dass Sein Name heilig wer-

de? Antwort: Ja, er ist allezeit heilig in seinem **Wesen**, aber in unserem **Brauch** ist er nicht heilig...“

Und im Kleinen Katechismus erklärt Luther dann für das Volk:

„Was ist das?

Gottes Name ist zwar an sich selbst heilig; aber wir bitten in diesem Gebet, dass er auch bei uns heilig werde.“ Und darauf folgt sozusagen die Gebrauchsanweisung, wie Gottes Name auch bei uns heilig werde:

„Wie geschieht das? Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird, und wir auch heilig, als Kinder Gottes danach leben. Dazu hilf uns, lieber Vater im Himmel! Wer aber anders lehrt und lebt denn das Wort Gottes lehret, der **entheiligt** unter uns den Namen Gottes. Davor behüte uns, himmlischer Vater!“

Und im Großen Katechismus wird Luther dann noch etwas deutlicher, wenn er formuliert: „Also ist Und im Kleinen Katechismus er das Stück leicht und klar, wenn man nur die Sprache versteht. Das Heiligen heißt so viel als auf unsere Weise: loben, preisen und ehren – beide, mit Worten und Werken.“

Mit diesen letzten Sätzen ist alles verdorben worden. Luther folgt hier mit seiner Auslegung zwar der Tradition der Kirchenväter, die die erste Bitte auch insofern missverstehen, als sie an die Stelle des göttlichen „**Er**“

– Gott, das menschliche „**Wir**“ setzen. Nochmals: **Wir** vermögen den Namen Gottes unter uns **nicht** zu heiligen! Auch wenn wir Ihn noch so lauter und rein loben, preisen und ehren. Die jesuanische Bitte um Heiligung des Gottesnamens folgt der jüdischen Gebetspraxis, die alles Heiligen Gott überlässt, wie auch die folgenden Bitten sowohl im Kaddisch als auch im Vaterunser deutlich belegen. Hier ist jeweils **Gott** das handelnde Subjekt und nicht der **Beter**. Natürlich können wir fragen, warum die jüdische Gemeinde und auch der Herr Jesus nicht gleich formuliert haben: „Heilige Du, Gott, Deinen Namen!“, dann könnte kein Zweifel aufkommen. Die Antwort lautet dann: Die jüdische Gemeinde und mit ihr Jesus waren weit davon entfernt, Gott Vorschriften zu machen, was Er dürfe oder was Er solle. Deshalb wählten die Schriftgelehrten die für uns unständig klingende Umschreibung mit dem Passiv: „geheiligt werde...“, eine Form, die übrigens das Neue Testament beibehalten hat, wenn es Gottes Handeln betont. Es muss schon dabei bleiben: „Vater, heilige **Du** Deinen Namen!“ Nirgendwo im Alten Testament werden Menschen aufgefordert, selbst den Namen Gottes zu heiligen. Leider ist wieder und wieder die Rede davon, dass Israel den Namen Gottes **entheiligt**! Im 3. Buch Mose steht die Anweisung an Israel:“

Entheiligt nicht meinen heiligen Namen, damit ich geheiligt werde unter den Israeliten; ich bin JHWH, der euch heiligt, der euch aus Ägyptenland geführt hat, um euer Gott zu sein“ (3.Mose 22_{32f})

Genau genommen dürfte unsere Frage also nicht lauten: Wie heilige **ich** den Namen Gottes?“, sondern: „Wie hüte ich mich davor, den Namen Gottes zu **entheiligen**“? Die Antwort darauf gibt die Bibel selbst klipp und klar. Gott wird **entheiligt**, wo wir anderen Göttern nachlaufen, d.h. wo wir unseren eigenen Götzen nachlaufen, von denen wir unser Wohlbefinden, unser Glück und unsere Zukunftssicherung erwarten. Weil das so wichtig ist, Gott wirklich auch **meinen Gott** sein zu lassen, deshalb steht diese Bitte im Vaterunser an erster Stelle, sozusagen in Parallele zum ersten Gebot. Den Namen Gottes heiligen heißt Ihn zu bitten, Er möge sich in meinem Leben und unter uns als der Heilige erweisen.

Unsere letzte Folge erwies unsere Unmöglichkeit, Gott oder den Namen Gottes heiligen zu können. Gott ist selbst heilig, Er muß es nicht durch uns werden. Unsere Sorge und unsere Pflicht ist es Gott zu bitten, Er möge sich unter uns als der **Geheiligte** erweisen

und wir mögen unter uns Sorge tragen, damit der Name Gottes nicht **entheiligt** werde.

Wenn es um das „Heiligen“ geht, tun wir Protestanten uns schwerer als die übrige Christenheit; seien es nun Menschen, die als Heilige gelten oder Räume, Gegenstände, Zeiten oder geographische Orte. Wir halten es meist wie das Sprichwort sagt, das Mütter ihren Kindern gegenüber gebrauchen: „Dir ist aber auch nichts heilig!“ Es ist bei uns eben so: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Niemand hat uns beigebracht, was denn „heilig“ sei. Niemand hat unter uns je davon gehört oder gelesen, daß es protestantische Heilige gebe. Sind wir so arm oder sind wir nur falsch informiert oder irrt sich die gesamte Christenheit, nur wir nicht? Wer ist eine Heilige oder ein Heiliger? Heilige sind Menschen, die nicht von sich aus auch die Eigenschaft „heilig“ haben, sondern Heilige sind die, deren Leben als eines im Stande der Zugehörigkeit zu Gott geführt wird. Von Haus aus ist Gott allein heilig. Daran besteht kein Zweifel. Geheiligt wird der, den **Gott** mit sich verbindet und den Er in die Gemeinschaft mit sich selbst hineinnimmt. Solche gleichermaßen durchgotteten Menschen bedürfen keines ihnen von Menschen angehängten Prädikates „heilig“. Sie sind es. Wenn man es ihnen dennoch gibt, ist es oh-

nehin nur die Wahrheit bzw. eine meist erst zu spät erfolgte Anerkennung ihrer Totalhingabe an Gottes Willen.

Als der Apostel Paulus die urchristliche Gemeinde als die Heiligen anredete, übernahm er damit die hebräische Tradition, die die Menschen, die die Gebote Gottes erfüllen, als Heilige bezeichnet. Im 1. Brief an die Korinther schreibt der Apostel: „Ihr seid....geheiligt worden durch den Namen des Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes.“ Berlins letzter großer Rabbiner, Leo Beck, schreibt: *„Der Mensch wird heilig, wenn er sich als das Ebenbild Gottes beweist, wenn er durch seine Tat das Göttliche offenbart, durch seine Reinheit und Freiheit bewährt, daß er Gott zugehört. Damit erkennt er Gott als den Heiligen an.“*

Noch zur Zeit meines Theologiestudiums war uns Studenten alles Heilige irgendwie anrühlich, obwohl wir die Begriffe „Heilige Schrift“, „heiliges Abendmahl“ oder „Heiliger Geist“ beibehielten. In dem damals maßgeblichen theologischen Lexikon der 60er Jahre ist unter dem Stichwort „Heilig“ u.a. zu lesen:

„Die evangelische Dogmatik kennt im Unterschied zur katholischen keine ‚Heiligen‘ im engeren Sinne dh keine Christen, die auf Grund tätiger Tugend, des Martyriums oder

*von Wundern... als Heilige erklärt werden. Desgleichen kennt sie keine **an sich** heiligen Stätten, heiligen Zeiten, heiligen Handlungen oder Geräte...Es fragt sich, ob Innerweltliches, das nie an sich heilig ist, als von Gott gewirkt bzw. in Dienst genommen für heilig gehalten werden kann.“*

Der Protestantismus verneinte damals alles Heilige. Es schien so, als wolle die protestantische Dogmatik alle Spuren Gottes auf Erden, die das Heilige nun einmal sind, verwischen. Wir jungen Theologiestudenten der 60er Jahre fanden es total cool, z.B. kompromisslos für funktionale Kirchenräume zu fechten. Was sei das für eine Verschwendung, sagten wir, Kirchenräume zu schaffen, die den größten Teil der Woche ungenutzt bleiben würden. Warum sollte man in ihnen nicht auch tanzen, kochen oder Kaffee trinken? Nur: Heute empfinden nicht Wenige diese Mehrzweckräume von damals als defizitär, als Räume ohne geistliche Atmosphäre, eher als beleuchtete Vortragssäle mit ungehindertem Blick auf die Falttür zum angrenzenden Raum. Es hat sich etwas im Empfinden gewandelt in den vergangenen Jahrzehnten. Wir sind in den Kirchen zwar materiell ärmer geworden, aber wir entdecken auf breiter Front das Heilige wieder. Uns genügt die kalte Sachlichkeit nicht mehr. Schwarze

Talare, Richterroben ähnlich, erhalten durch weiße Alben Konkurrenz. Kerzenbäume mit selbst zu entzündenden Kerzen in vielen Kirchen helfen Menschen bei ihren persönlichen Anliegen zur Einkehr zu kommen, denn sie sehnen sich danach, dass das äußere Licht auch in ihnen scheinen möge. Der bislang in der Kirche so stark betonte Zug zur Gesellschaft und nach außen drängt wieder auf einen ruhenden Pol im Menschen selbst. Sicherlich nicht bei allen. Aber diejenigen, die unter ihrem spirituellen Mangel leiden, werden zahlreicher. Und das Geheiligte in dieser Welt wird ihnen dabei helfen, den persönlich empfundenen Mangel zu überwinden. Jawohl: Gott heiligt Zeiten! Jawohl: Gott heiligt Orte! Jawohl: Gott heiligt Menschen! Gott heiligt uns, wenn wir Ihn darum bitten und wenn wir dann auch heiliggemäß leben! Ohne heiligmäßige bzw. geheiligte Menschen wäre das Leben noch unbarmherziger mit uns. Es sind die Leiden der Heiligen, die Gott veranlassen, unsere Welt vielfach zu schonen. Was uns heute noch über den Wert der Heiligen nicht bewußt ist, wird vielleicht morgen schon klarer sein. Und was morgen erkannt sein wird, wird übermorgen als Binsenweisheit gehandelt. Immerhin haben es die Engel in den letzten 20 Jahren auch geschafft, in unserem evangelischen Bewußtsein aufzutauchen und unsere Sehnsucht nach ihrer

Hilfe zu mehren. Die Heiligen werden ihnen folgen. Davon bin ich überzeugt.

Nun noch ein paar Anmerkungen zum Namen Gottes. Hat Gott – so wie ein Mensch auch – einen persönlichen Namen? Nach antiker Vorstellung war der Name eines Menschen, eines Gottes oder eines Dinges nicht Schall und Rauch, sondern es bestand zwischen ihm und seinem Träger eine enge, wesensmäßige Bezogenheit. Wo der Name genannt wird, vergegenwärtigt sich sein Träger. Wer also den Namen Gottes ausspricht, vergegenwärtigt Gott. Der Name eines Menschen oder eines Gottes sagt etwas über die Mächtigkeit dieser Person aus. Der Mensch, der die Gottheit fürchten muß, wünscht, daß sich die Gottheit mit ihrem Namen offenbart, damit sie angerufen, verehrt oder zufriedengestellt werden kann. Ohne den Namen eines Gottes zu kennen, kann man sich keinen Gottesdienst vorstellen.

Nun gehört der Name unseres Gottes zu den Geheimnissen, die dem Mose offenbart worden sind. Indem Mose den Namen Gottes erfuhr, konnten er und die Seinen den einzigen Gott für Israel, kultisch verehren. Bevor Gott dem Mose den Namen offenbart hat, unter dem Er verehrt werden will, wurde Er unter verschiedenen anderen Namen an-

gerufen. Das Judentum kennt 13 Namen Gottes, wie El schaddaj, El eljon, der Höchste, der Allmächtige, der Gott Zebaoth und andere. Aber der vornehmste Namen, der unverwechselbar und unaustauschbar bis heute ist, wird mit den vier Konsonanten JHWH wiedergegeben und Jachwäh (nicht Jehova) ausgesprochen. Die genaue Bedeutung dieses Namens kennen wir nicht. Meist wird sie wiedergegeben mit „Ich bin, der für dich da ist“. Das mag genügen. Als Gebot erhielt Israel die Weisung: „Du sollst den Namen JHWH deines Gottes nicht missbrauchen, denn JHWH wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen missbraucht (Ex. 20⁷). Das Gebot sagt nicht: „Heilige Gottes Namen!“, sondern: „Missbrauche Ihn nicht!“

Wir haben keinen Hinweis, in dem Jesus selbst Gott mit diesem biblischen Namen JHWH angeredet hätte. Vielmehr benutzt Er, wenn Er mit Gott redet und zu Ihm betet, wie wir sahen, den Namen „Vater!“ Eine bessere Anrede für Gott gibt es auch für uns nicht. Stellt Gott sich dem Mose vor als der „Ich bin, der ich für euch bin“, so stellt Er sich seit den Zeiten Jesu uns vor als „Ich bin euer Vater!“ Wie gut wir doch daran tun, Gott nicht anzurufen mit „Gott“ oder „Herr!“ sondern mit „Unser Vater!“

5.: „ ...Dein Reich komme!“

Vor 84 Jahren, also im Jahr 1932, eröffnete Dietrich Bonhoeffer seinen öffentlichen Vortrag in Dahlem über „Dein Reich komme!“ mit folgenden Sätzen: „Wir sind **Hinterwäldler** oder wir sind **Säkularisten**; das heißt aber, wir glauben nicht mehr an Gottes Reich. Wir sind der Erde feind, weil wir besser sein wollen als sie, oder wir sind Gott feind, weil er uns die Erde, unsere Mutter, raubt...An das Reich Gottes glauben kann nur, wer die Erde und Gott in einem liebt.“ Bonhoeffer weist in seinem Vortrag auf die beiden großen Missverständnisse hin, denen der Glaube an das kommende Reich Gottes zu seiner Zeit und wohl heute noch ausgesetzt ist. Die christlichen Hinterwäldler, sagt er, suchen das Reich Gottes in den Wolken der Himmel und vernachlässigen dabei die Probleme der Erde; die christlichen Säkularisten suchen Gottes Reich auf Erden zu errichten und vernachlässigen die Himmel. Bonhoeffer dürfte sowohl in diesen Feststellungen wie in der anderen: „wir glauben nicht mehr an das Reich Gottes“ auch im Jahr 2016 recht behalten. Wir – das ist die Mehrzahl der Christen - glauben nicht mehr, was uns verheißen worden ist, nämlich daß Gott einmal auf dieser Erde **und** im Himmel

herrschen werde. **Herrschen** heißt nicht, Engel, Welt und Menschen zu be-herrschen, sondern mit ihnen eines Sinnes sein, heißt sie so zu lenken, wie wir uns selbst auch gelenkt haben würden. Das ist ein Teil der Hoffnung auf das kommende Reich Gottes oder der Königsherrschaft Gottes. Jesus hat fest an sie geglaubt. Und weil Er sie schon anbrechen, im Kommen befindlich, sah, betete Er „Dein Reich komme!“, pointiert: „Dein Reich komme noch schneller!“

Was ist aus dieser Hoffnung, aus dieser Vision Jesu geworden? Sehe ich recht, gibt es heute diese Gegensätzlichkeit, wie sie Bonhoeffer beschreibt als christliche Hinterwäldler und christliche Säkularisten so nicht mehr, weil sich zusätzlich neue Gruppierungen formiert haben, die vielleicht beschrieben werden können als die christlich **Genügsamen** und die christlich **Hungrigen**. Ersteren ist es sehr ernst mit der Bewältigung der Nöte der Menschheit. Die Himmel gehören für sie längst zu dem einen, gegenwärtigen, unteilbaren Universum, in dem Gott existent ist – sei es als ein sog. Höheres Wesen, sei es als persönlicher Gott, der uns einfach gut ist. Die Genügsamen müssen nicht mehr zwischen Himmel und Erde unterscheiden. In-geheim ist ihnen jeglicher Gedanke an eine Veränderung des Himmels und der Erde unangenehm. Immerhin hat es ihnen nicht we-

nig Mühe bereitet, sich ihr Welt-und Gottesverständnis zu entwickeln. Diese Kreise soll ihnen niemand stören. Und was für sie nach dem Sterben kommt –wer könnte das schon wissen? Leuchtet nicht ohnehin über allen die Gnade Gottes? Wozu unruhig sein oder Unruhe verbreiten von Kanzeln und Altären? Es kommt ohnehin das, was kommen soll.

Die christlich **Hungrigen** sind die Unruhigen im Lande. Ihre Parole könnte lauten: „Es gibt mehr“ – „mehr Ding' im Himmel und auf Erden als eure Schulweisheit sich träumt“, um mit den Worten Shakespeares zu reden. Oder muß ich sagen: **Er** - Gott, gibt mehr als sich unsere Dogmatiker je erträumen? Wie Auswanderungswillige, die sich intensiv auf ihre neue Heimat vorbereiten, suchen und forschen die Hungrigen nach den Berichten über Gottes Wohltaten und Wunder gestern und auch heute unter uns. Weil Gottes Herrschaft hier und heute angebrochen ist, suchen sie nach seinen Spuren. Die christlich Hungrigen wollen nicht diese Erde und ihre Verhältnisse ändern sondern sie wollen das **Wesen** des Menschen ändern lassen. Dadurch unterscheiden sie sich von allen Materialisten und ihren Schattierungen. Wenn sich Menschen von **Gott** ändern lassen, ändert sich die Welt; aber nicht: wenn die Verhältnisse geändert werden, ändern sich die

Menschen! Bei uns Menschen gilt nach wie vor: „Je mehr er hat, je mehr er will!“ Das beweisen uns jeder Tag des Jahres und jeder Banker, jeder Politiker, jede Marktfrau und auch wir Christen. Es hat seinen tiefen Sinn, wenn der Herr Jesus das Heil nicht von Materie und Mensch erwartet sondern vom Himmel und vom Höchsten.

Worin besteht nun **inhaltlich** die Bitte Jesu um das Kommen der Gottesherrschaft? Sie besteht in einer einfachen Logik: Da, wo Gott (noch) nicht herrscht, möge Er herrschen. Anders gesagt: Gott herrscht auf Erden (noch) nicht; nicht, weil Er weder wollte noch konnte, sondern weil **wir Menschen** im Grunde unseres Herzens Gott **nicht** herrschen lassen **wollen**. Unsere uns von Gott geschenkte und gewährte Freiheit hindert Gott daran, gegen unseren Willen auf Erden die Herrschaft zu übernehmen. So unverstündlich das klingen mag: Die Herrschaft auf Erden gehört nicht Gott sondern dem Teufel. Die Bibel sagt, dem Teufel gehören alle Reiche dieser Welt und er könne sie geben, wem er wolle (Matth. 4_{8f}). Alle Menschenseelen, die Arges planen, Böses tun oder immer Mittelpunkt sein müssen, haben deshalb keinen freien Willen mehr, weil sie, ohne es zu wollen oder zu wissen, mit der ihnen von Gott zugewiesenen Geisteskraft

das Kräftepotential der göttlichen Widersacher unterstützen. Wir können uns vorstellen, auch mit wenig Phantasie, wie es bei der Einstellung der Menschheit zu einem Kräfteungleichgewicht der gotthingegebenen und der gottabgewandten Kräfte auf Erden kommen musste. Deshalb erklärt die Bibel: „Dazu ist der Sohn Gottes erschienen, daß Er die Werke des Teufels zerstöre (1.Joh. 3₈). Weil das so ist, hat das Kommen der Königsherrschaft Gottes – Luther übersetzt stets – des Reiches Gottes – grundsätzlich und immer etwas mit einem Machtwechsel zu tun! Auf wen die Herrschaft Gottes zukommt, auf den kommt innere Freiheit zu. Wer dem neuen Herren – Jesus Christus – sein Leben übergibt, und zwar nicht nur symbolisch sondern wie bei einem Eide, der wird in seiner Seele und somit in seinem Alltag von den Bindungen des Satans gelöst. Nur wenige Menschen können heute noch ermessen und begreifen, welche Heilsgabe ihnen Gott mit der Möglichkeit, Christ zu werden, anträgt. Zu sehr hat uns die gut gemeinte Erziehung im Geist der Aufklärung von den geistlichen Realitäten entfremdet und stumpf werden lassen für die Wirklichkeiten, die jenseits des Sichtbaren wirken. Gerade viele Studierende scheinen innerlich durch ihr materialistisch geprägtes Studium taub geworden zu sein gegenüber dem brüllenden Löwen, der umhergeht und

sucht, wen er verschlinge (2.Petrus 1₈). Nun schützt inneres Taub sein nicht vor dem Löwen. Wirklich geschützt ist wohl nur der, der sich Gottes Schutz anvertraut und sich darauf verläßt, daß mit jeder Stunde ihm die Herrschaft Gottes um eine Stunde näher gekommen ist.

Es sind nicht nur die Filmemacher und die Liebenden, die den Himmel auf Erden thematisieren. Ungezählte Menschen träumen davon und wahrscheinlich wird es dauern, bis manche Träume auch wahr werden. Gegenwärtig ist die Erde nicht der Himmel und der Himmel nicht die Erde. Zu weit sind **unsere** Sehnsüchte nach Glück von den uns umgebenden Realitäten unterschieden.

Und doch verheißt uns der Herr Jesus und verheißt uns das Neue Testament ein Art **Himmel auf Erden**, oder sollte ich lieber sagen: Sie verheißen uns eine himmlische Erde? Worin besteht dann der Unterschied zwischen den menschlichen Träumen von einem „Himmel auf Erden“ und einer verheißenen „himmlischen Erde“? Wo der Himmel auf Erden ersehnt wird, möchte der Mensch so bleiben, wie er ist und was er ist: Selbst Herr der Erde und Herr seiner selbst und seines Besitzes und wo möglich auch der über andere Menschen. Die Weisheit der Alten scheint

unausrottbar richtig zu sein: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“

Die „**himmlische Erde**“ dagegen ist eine verwandelte Erde. Sie befindet sich nicht mehr in der Verfügungsgewalt der Menschen. Auf der himmlischen Erde geht alle Vollmacht von **Gott** aus. Auf der himmlischen Erde geht es nicht mehr um die Erfüllung menschlicher Sehnsüchte sondern um die Verwirklichung des Willens Gottes. Ein Leben auf der verheißenen himmlischen Erde werden wohl nur **die** Menschen erleben, die sich in diesem Leben und danach dafür entschieden haben, das zu wollen, was Gott will und nicht das, was sie wollen. Oder muss ich es noch genauer sagen: Die himmlische Erde erfüllt sich für die, die gelernt haben, das als ihren eigenen Willen zu erkennen, was Gott will, ohne sich dabei zu verbiegen. Und damit beginnen die Probleme. Welcher Mensch will schon - unter Umständen bedingungslos - was Gott will? Welcher Mensch verfügt über die Einsicht, dass für alle eine himmlischen Erde wünschenswerter ist als für einzelne der Himmel auf Erden? Mit anderen Worten: Welcher Mensch sehnt sich schon danach, was der irdische Jesus angekündigt und in Seiner Person zu verwirklichen begonnen hat: das Aufrichten der Königsherrschaft Gottes auf dieser Erde, des Reiches Gottes, den Anfang der himmlischen Erde? Das

Wachsen der himmlischen Erde, oder wie manche sagen: der neuen Erde, ist dem menschlichen Auge entzogen genauso wie uns die Realität der Himmel entzogen ist. Himmel und Erde als die **eine** Wirklichkeit Gottes unterscheiden sich weniger dadurch, daß der eine Bereich sichtbar ist und der andere nicht, sondern das bzw. **der** unterscheidet sie: der jeweils in einem dieser Bereiche die Herrschaft ausübt. Wer sich auf Erden schon für die Himmel entscheidet, entscheidet darüber, ob er (oder sie) hier die Herrschaft über sich selbst in den eigenen Händen belassen oder sie in die Hände Gottes legen will. Wer sich hier auf Erden schon für die Gottesherrschaft entscheidet, dem kann und darf der Himmel nicht gleichgültig sein! Deshalb nicht, weil wir bereits in diesem Leben Bürger beider Bereiche, nämlich des sichtbaren Bereiches: der Erde, und des unsichtbaren Bereiches: des Himmels, sind! Hier in diesem Leben begegnet uns bereits der für unsere Augen noch unsichtbare Gott und hier in diesem Leben wissen wir den Herrn Jesus Christus gegenwärtig. Hier auf Erden können wir bereits mit Engeln und Heiligen Umgang pflegen, sei es nun im Traum oder im Gebet, beim Abendmahl oder in der Gemeinschaft derer, die Ihn lieben. So, wie uns auf Erden Gott nicht gleichgültig ist, nur weil wir Ihn nicht sehen, sosehr ist uns auch

der Himmel nicht gleichgültig, nur weil wir zu wenig von ihm wissen. Und doch ist der Himmel unsere Zukunft, weil unsere Hoffnung der himmlischen Erde gehört. Wie heißt es doch im Hebräerbrief: Unser Glaube ist die Verwirklichung dessen, was wir hoffen und ein Nichtzweifeln an dem, was wir nicht sehen. Oder kürzer: „Im Glauben werden erhoffte Dinge Wirklichkeit“ (Hebr. 11₁). Erst im „Himmel“ wird es sich uns erweisen, wie tief unser Glaube gewesen ist und ob sich das verwirklicht hat, was wir hier geglaubt haben.

Die im Rationalismus sich verstärkende Tendenz, Erde und Himmel strikt voneinander trennen zu wollen, versucht etwas zu zerreißen, was als lebendige Einheit immer schon zusammengehört. Himmel und Erde sind ein zusammenhängender Organismus, den Gott geschaffen hat und der aufeinander bezogen ist. Wer also in **diesem** Leben nicht nach dem Himmel greift – oder soll ich lieber sagen: nach der ausgestreckten Hand Jesu Christi – der wird nach dem **Sterben** erst nach dieser Hand suchen müssen. Deshalb ist es unklug bis leichtsinnig, erst nach dem Sterben entscheiden zu wollen, ob mich Gott und die Himmel prägen sollen oder nicht.

Auf eine immer noch verbreitete falsche Vorstellung möchte ich aufmerksam machen. Sie versucht, mehr ungewollt als gewollt,

hier und heute die im Werden begriffenen himmlischen Erde irgendwie zu verdrängen. Ich rede von der als biblisch geltenden Hoffnung, die unter der Parole „Ich warte auf die **Wiederkunft Jesu** auf diese Erde“ verbreitet wird. Viele Christen halten diese Aussage für neutestamentlich. Und sie wäre es auch, wenn uns hier die Übersetzer nicht unbeabsichtigt ein Bein gestellt hätten. Denn es gibt im gesamten Neuen Testament kein einziges Wort für „Wiederkunft“. Wenn neutestamentliche Übersetzer dieses Wort benutzen, geben sie damit **ihre** Erwartung von zwei griechischen Begriffen wieder, nämlich dem der „Parusie“ und dem der „Epiphanie“, die aber niemals „Wiederkunft“ sondern „Gegenwart“, „Ankunft“ bzw. „Erscheinung“ meinen und hinweisen auf die **bereits geschehene Ankunft** des Erlösers Jesus, also auf Seine **Gegenwart heute** im Hier und Jetzt und auf Sein **Erscheinen** dann, wenn es um meine je ganz individuelle Vollendung – oder sagen wir, wie es häufig geschieht – um mein Endgericht, meine endgültige Beurteilung vor dem Richtstuhl Jesu und dem Gottes, geht und nicht um die der Welt oder meines Nächsten. Das ewige Trennen von „Hier“ und „Drüben“ und das Vernebeln vom Wiederkommen und Gekommensein erschwert uns nur, heute eine Entscheidung zu fällen. „Wieder“gekommen ist der Herr Jesus in den 40

Tagen nach Ostern. Das genügt, bzw. das hat Gott genügt. Von Angesicht zu Angesicht sehen den Herrn Jesus erst die Vollendeten und zwar nie alle zu einem und demselben Zeitpunkt, da wir nie alle zu einem und demselben Zeitpunkt vollendet sein werden. Was also auf uns zukommt, ist nicht der „wieder“kommende Herr Jesus sondern die Im Kommen begriffene Königsherrschaft Gottes. Wer in sie „eingehen“ will, entscheide sich heute für sie!

6. „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden“

Als ich mich mit dieser Bitte zu beschäftigen begann, kam ich stärker ins Fragen als ins Antworten. Wie ist das zu verstehen, wenn der Herr Jesus darum bitten lehrt, auch auf Erden möge **Gottes Willen** geschehen? Wenn nicht Gottes Willen auf Erden geschieht: Wessen Willen geschieht dann auf Erden? Anders gefragt: Sollte jemand auf Erden einen stärkeren Willen, einen stärkeren Einfluß haben als Gott? Und würde **Gottes** Willen geschehen: Wo bleibt dann **meine** freie Entscheidung? Habe ich Gott gegenüber überhaupt das Recht auf Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung, wie so gern betont wird? Was ist das überhaupt: der Wille Gottes? Und wie erkenne ich ihn? Gesetzt: Ich erkennte den Willen Gottes: Kann und darf ich mich ihm ungestraft widersetzen? Noch einmal anders gefragt: Kann und darf Gott oder ein Mensch **meinen** Willen brechen? Das sind Fragen, die sich mir aufdrängen und die wahrscheinlich nicht nur mich bewegen. Beantwortet können sie alle in diesem Zusammenhang nicht werden und auch die ganz große Frage nach der Willensfreiheit des Menschen muss hier unerörtert bleiben, weil sie ein eigenständiges großes Thema ist.

Wenn also der Herr Jesus uns beten lehrt, **Gottes** Wille möge auf Erden geschehen, so berührt Er damit nichts anderes als die Herrschaftsfrage. Wer soll in **meinem** Leben das Sagen haben: ich selbst, meine Frau, meine Kinder, mein Chef, meine Süchte, meine Quälgeister oder wirklich Gott? Vererbungslehre, Biologie, Psychologie und die vielen anderen „...logien“ und letztlich auch die Erfahrungen des eigenen Lebens scheinen uns sehr deutlich zeigen zu können, wie weit her es mit der Selbstbestimmung im eigenen Leben ist. Das Bestimmt=Werden scheint immer stärker zu sein als das Selbst=Bestimmen=Können. Deshalb liegt der Verdacht nahe, der Mensch sei im Grunde ein unfreies, fremdbestimmtes Wesen, so wie es Martin Luther behauptet. Und doch wollen und sollen wir uns von niemandem die Freiheit ausreden lassen, die uns von Gott geschenkt worden ist. Diese Freiheit gibt uns schließlich auch die Möglichkeit, zu Gott und zu Seinem Willen „nein“ sagen zu können.

Für den Menschen der Antike sah die Welt anders aus als die Welt in den Augen Jesu. Für den Menschen der alten Welt galt die Vorstellung, die Welt sei einer unentrinnbaren Schicksalsinstanz unterworfen. So stark wurde sie eingeschätzt, sogar Götter zu bezwingen. Man nannte in Griechenland diese Instanz **Moir**a, anderenorts Macht des Schicksals,

Vorsehung, Kismet, Fatum, Vorbestimmung, Samsara oder noch anders.

Der große griechische Philosoph Platon erzählt uns einen Mythos, in deren Mittelpunkt die drei Moiren (= Schicksalsgöttinnen oder Parzen) stehen: Klotho, die den Lebensfaden des Menschen spinnt; Lachesis, die ihn erhält und Atropos, die ihn zu ihrer Zeit durchschneidet. Durch diese drei gilt das Leben als so sehr schicksalhaft vorbestimmt, dass es weder Zufälle noch eigene Entscheidungen gibt. Deshalb kann der griechische Philosoph Xenon die Lage des Menschen den Göttern gegenüber folgendermaßen beschreiben: Die Lage des Menschen gleicht der eines Hundes, der vor einen Wagen gespannt, bergab zu fahren hat und sich folgerichtig nur so lange frei fühlen kann, so lange er dem Wagen vorausrennt. Sollte er versuchen zu bremsen, so würde der Wagen ihn überrollen. Xenon folgerte daraus: Weil wir Menschen dem göttlichen Willen gegenüber nichts vermögen, ist es klug und weise, ihm zu folgen. Ergebung in den Willen Gottes sei so die höchste Tugend – und die einzige Freiheit, die ein religiöser Mensch besäße. Kann man diese Art „Freiheit“ überhaupt eine Freiheit nennen?

Meint der Herr Jesus etwa auch **diese** Freiheit? Meint Er, wir wären Gott gegenüber derart eingeschränkt? Was das Verhältnis des Menschen zu Gott betrifft, hat Jesus gedacht

wie die Mehrheit seiner jüdischen Zeitgenossen auch. Für sie galt, was gleich am Anfang des Alten Testaments beschrieben wird: Gottes Gebot stellt den Menschen in **die** Freiheit, von allen Früchten des Gottesgartens zu essen bis auf die Früchte des **einen** Baumes, die zu essen, die ihm untersagt ist. Daraus folgt: Gott verlangt vom Menschen eine Entscheidung zwischen Gehorsam und Ungehorsam, die in ihrer Konsequenz Leben oder Tod bedeuten wird (1.Mose 2_{16f}). Schon in dieser Erzählung zeigt sich der Grundzug biblischen und jüdischen Denkens über den Menschen: daß sich Gottes **Gebot** als göttlicher Wille an den Willen des Menschen richtet und so sein Gottesverhältnis bestimmt. Die Gebote Gottes sind es also, die dem Menschen sagen, was der gute Wille Gottes sei. Ohne schon das Problem der Willensfreiheit als solches zum Thema werden zu lassen, setzen biblische, nachbiblische und jüdische Texte sie in aller Regel stillschweigend voraus. Immer wieder werden Ungehorsam und Sünde auf den Willensentscheid des Menschen zurückgeführt. So heißt es im Buch Sirach: „Du darfst nicht sagen: Bin ich abtrünnig geworden, so hat es Gott getan – denn was Er haßt, sollst du nicht tun. Du darfst nicht sagen: Er selbst hat mich verführt...Er hat im Anfang den Menschen geschaffen und ihm die Entscheidung überlassen“ (Jesus Sirach 15₁₁₋₁₄). Und in den „Väter-

sprüchen“ der Mischna (24) heißt es kurz und bündig: „Mach Seinen Willen zu deinem Willen, damit Er deinen Willen zu dem Seinen mache!“

Das ist es, was der Herr Jesus mit der Bitte, der Wille des Vaters möge auf Erden geschehen, meint: **Mach Seinen Willen zu deinem Willen, damit Er deinen Willen zu dem Seinen mache.** Kann es sein, daß diese Bitte die am schwersten zu erfüllende Bitte des ganzen Vaterunsers ist? Setzt sie nicht den „neuen Menschen“ voraus, der aus Liebe zu Gott und aus Einsicht in seine eigene Unvollkommenheit auf allen Egoismus verzichten lernt, weil ihm Gott hilft, ein anderer, eben ein „neuer Mensch“ zu werden?

Für mich schwingt in Jesu Bitte das Gottesverständnis eines Menschen mit, der nicht mehr an ein blindes Schicksal glaubt und der auch nicht an eine dubiose Vorsehung sondern an die **Fürsorge** glaubt, die Gott für uns empfindet, weil sie nur auf unser Heil und nie auf unser Unheil bedacht ist. Offensichtlich ist der Herr Jesus richtig verstanden worden, wenn die Menschen, die Ihm nachfolgen, daran mitarbeiten, **ihren** Willen dem Willen Gottes anzugleichen. In unseren Kirchenliedern haben wir wundervolle Beispiele solcher Einsicht, wie man nicht den eigenen, sondern den Willen Gottes walten lassen

kann. Man lese nur Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt...“ oder Georg Neumarks „Wer nur den lieben Gott läßt walten..“ Diese Lieder stammen aus böser langer Kriegszeit und sie bezeugen, was es heißt, sich selbst zu überwinden und sich der Fürsorge und dem Willen Gottes anzuvertrauen.

Eine kleine Begebenheit aus unserer Zeit möchte ich noch anfügen. Sie erzählt von einem oberfränkischen Mädchen, das jahrelang gelähmt in ihrem Bett zubringen musste, als sich folgendes ereignete. Therese, so hieß das Mädchen, berichtet: „Ich hab' gebetet. Da kam auf einmal ein großes Licht, wie man es sonst auf der Welt nicht sieht. Und eine Stimme rief: Resl, willst du gesund werden?“ Therese darauf: „Mir ist alles recht.“ Die Stimme: „Was freut dich denn?“ Therese: „Jedes Gräslein, jedes Blümlein, jedes Vöglein und jedes neue Leiden, das mir der Heiland schickt. Am meisten Freude aber habe ich am Heiland selbst.“ Diesen ihren Worten folgte die sofortige Heilung der Therese.

Das ist Ergebung in den Willen Gottes. Hier erübrigt sich sogar die Antwort auf die oft gestellte Frage: „Was ist denn Gottes Willen?“ Therese war nicht erpicht darauf, den Willen Gottes zu **wissen**; sie war erpicht darauf, daß er geschehe! Und er geschah. Für

Jahrzehnte sollte Therese von Konnersreuth die Stigmata Christi vor aller Welt an ihrem Leibe tragen.

7. „unser täglich Brot gib uns heute“

Die Brotbitte ist die vierte Bitte im Vaterunser. Sind die ersten drei Bitten „DU-Bitten“, bei denen **Gott** mehr im Vordergrund steht, so rücken von der vierten Bitte ab mehr **wir** in das Blickfeld. Dieser Wechsel ist keineswegs ein Wechsel des Themas sondern es ist nur ein Wechsel der Perspektive, aus der wir unsere Gottesbeziehung betrachten und weiterhin Ausschau halten nach dem Kommen des Reiches Gottes zu uns auf Erden.

Vergegenwärtigen wir uns die ersten drei Bitten des Vaterunsers und vergleichen sie mit der vierten, so mutet uns diese sehr irdisch an: „unser täglich **Brot** gib uns heute...“ Ein namhafter zeitgenössischer Ausleger des Vaterunsers schreibt zu dieser Bitte: *„Was soll da zwischen dem ewigen Gott und unserer endgültigen Zukunft...diese fast kleinlich anmutende Aufmerksamkeit auf den flüchtigen, unbedeutenden heutigen Tag; ja noch befremdender: auf das bisschen Tagesration, das man braucht, um das Leben von heute auf morgen zu fristen?“* Ob der Mann Recht hat?

Es ist kein Wunder, wenn die frühe Kirche unter dem erbetenen **Brot** nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, das **natürliche Brot** verstand sondern den Begriff „Brot“

geistig deutete und zwar als „Heiliger Geist“, „Wort Gottes“, als „Christus selbst“ bzw. als Seinen mystischen Leib, den wir beim Abendmahl empfangen und um den wir bitten sollen.

Nach meinem Verständnis ist der Evangelist **Johannes** der erste Ausleger dieser Brotbitte, indem er Jesus zitiert: *„Schafft euch Speise, die nicht vergänglich ist, sondern die bleibt zum ewigen Leben. Die wird euch der Menschensohn geben...Da sprachen sie(die Juden) zu Ihm: Unsere Väter haben in der Wüste das Manna gegessen... Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel. Denn Gottes Brot ist das, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben....Ich bin das Brot des Lebens.“* (Kap. 6_{35ff}).

Ähnlich äußert sich der große Kirchenlehrer **Origenes**, der um das Jahr 200 folgendes schrieb: *„Da einige annehmen, daß gemeint sei, wir sollten um das leibliche Brot beten, so ist es der Mühe wert, ihre falsche Meinung zu widerlegen und die Wahrheit über das ‚tägliche Brot‘ festzustellen. Man muß nun diesen Leuten entgegen: Wie konnte der, welcher fordert, daß man um himmlische und große Dinge bitten müsse (Mt.6₃; Joh. 3₁₂), nach ihrer Annahme*

*gleichsam seine eigenen Lehren vergessen und anordnen, über eine irdische und kleine Sache dem Vater ein Anliegen vorzutragen, da ja das für unser fleischliches (Leben) gegebene Brot weder himmlisch noch die Bitte darum eine große Bitte ist?“ Origenes fragt sodann: „Was ist wahrhafter für die Seele als **das Wort**, oder was ist kostbarer als die Weisheit Gottes für den Geist dessen, der sie erfassen kann?Demnach ist ‚täglich Brot‘ das der geistigen Natur (des Menschen) am meisten entsprechende und der Substanz selbst verwandte, das der Seele zugleich Gesundheit und Wohlbefinden und Stärke verschafft und dem von ihm Essenden Anteil an der eigenen Unsterblichkeit gibt; denn unsterblich ist das Wort Gottes.“*

Warum konnte man in der Brotbitte so verschiedener Meinung sein und nicht unterscheiden, ob es sich in Jesu Bitte um materielles Brot bzw. um irdischen Hunger oder um den geistigen Hunger handelt? Ist die Bitte wirklich so unklar formuliert? Die Antwort lautet leider: Ja, diese Bitte ist unklar formuliert. **Ein** Grund dieser misslichen Situation ist die unklare Formulierung in den Texten selbst. Matthäus überliefert: „Unser Brot, ton epiousion‘ gib uns heute.“ Was heißt aber, epiousion‘? Im gesamten Neuen Testament und auch im ganzen griechisch

geschriebenen Alten Testament kommt das Wort nicht vor. Noch verwickelter: Die griechische Umgangssprache kennt das Wort auch nicht. Was also konnte den Herrn Jesus bewegen, ein Wort zu wählen, das niemand kennt? Wir kennen nur ein aramäisches Äquivalent aus dem apokryphen Nazaräerevangelium, das Jesus, wenn Er denn dieses Wort überhaupt gebraucht hat, hätte meinen können. Auch ähnlich formulierte jüdische Bitten bieten hier kein vergleichbares Wort. Die lukanische Fassung, die folgendermaßen lautet: „Unser Brot, ton epiousion, gib uns jeden Tag“, bringt uns auch nicht weiter. Ich kann hier nicht alle philologischen Möglichkeiten des „epiousion“ erörtern. Am nächsten liegt wohl **die** sprachliche Variante, die „epiousios“ mit „morgig“ übersetzt. Dann hieße unsere Brotbitte: „Unser, morgiges' Brot gib uns heute.“ Das Nazaräerevangelium erläutert dazu: „Unser morgiges' – das heißt zukünftiges -, Brot gib uns heute'.“ Damit ist auch ein geistiges, ein himmlisches Brot gemeint.

Weil uns die vergleichsweisen Begriffe für das Wort „epiousion“ fehlen, müssen wir einen anderen Weg finden, um mehr Klarheit darüber zu gewinnen, was der Herr Jesus mit dieser Bitte gemeint hat. Ich denke, die Aussagen, die Er an anderer Stelle über das Brot

gemacht hat, helfen uns weiter. Eine markante Stelle ist folgende Aussage Jesu:

„Darum sage ich euch: Sorget nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht die Seele mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung...Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?“(Mt. 6₂₅₋₂₇ i.A.) Und dann folgt Jesu Konsequenz aus dem Gesagten: *„Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr all dessen bedürft.“ (Mt.6_{31f})*

Konkreter kann Jesu Erklärung nicht ausfallen. Jesus wünscht sogar, wir mögen **nicht** wie **die Heiden**, die Gott nichts Rechtes zutrauen, um das tägliche **essbare** Brot bitten. Jesus fragt uns, ob wir vergessen haben, wie genau Gott weiß, daß wir auch Hunger empfinden wie die Heiden und auch des Wassers bedürfen wie sie. Diese Gaben fügt der himmlische Vater hinzu denen, die zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten. Wir erinnern uns auch gern daran, wie der Herr Jesus dem Versucher Paroli bietet, als dieser Ihn dazu verführen will, aus Steinen Brot werden zu lassen.

Gott läßt die, die nach dem Reich trachten, wohl auch hungern, aber nicht verhungern! Gleichsam als einprägsamen Anschauungsunterricht verlangt der Herr Jesus von Seinen Jüngern. *„Geht aber und verkündigt und sprecht, Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‘. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus. Umsonst habt ihr´s empfangen, umsonst gebt es auch. Ihr sollt weder Gold noch Silber noch Kupfer in euren Gürteln tragen, auch keine Reisetasche, auch nicht zwei Hemden, keine Schuhe, auch keinen Wanderstab. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert“*(Mt. 10⁷⁻¹⁰). Mit anderen Worten: Ein Jünger Jesu soll zuerst nach dem kommenden Reich Gottes trachten. Für den Lebensunterhalt braucht der Jünger weder Geld noch Gold noch Nahrung – Brot für den Tag – auch keine Waffe. Gott selbst sorgt für all dieses. Die Leute, denen die gute Nachricht verkündigt wird, sorgen für den Unterhalt der Boten Gottes. Nirgends im Neuen Testament klingt im Munde Jesu die Sorge um tägliches Brot an. Wir können deshalb mit vollem Recht die Bitte Jesu um „tägliches Brot“ geistig und nicht materiell verstehen. Jesus möchte, daß unser **geistiger Hunger** gestillt werde, ja daß wir erst einmal erkennen mögen, wie lebensnotwendig geistiger Hunger ist und wie wichtig es ist, ihn zuerst zu stil-

len. Doch wer empfindet noch geistigen Hunger? Ist er nicht den Generationen, zumal nach der Reformation und dem Dreißigjährigen Krieg, aberzogen worden? Und doch hat uns Jesu Botschaft sehr deutlich gemacht, welche Folgen es hat, wenn jemand seine geistigen Gaben „vergräbt“ statt zu vermehren.

Möglicherweise haben Sie sich, liebe Leser, die Augen gerieben, als Sie erfahren haben, wie Jesus, die Jünger und auch überwiegend die altkirchlichen Lehrer unsere Brotbitte verstanden haben, nämlich als die Bitte um tägliche **geistige** Speise, um geistiges Brot vom Himmel, das den inneren Menschen ernährt.

Wir wollen den Faden der Auslegungsgeschichte unserer Vaterunser-Bitte aber noch weiter spinnen bis zur Gegenwart, der eine Bitte um geistiges Brot unvernünftig erscheint angesichts der ungerechten Verteilung der irdischen Güter auf unserer Erde und des nicht zu stillenden Hungers in der Welt. Ich erinnere nur an die riesigen Flüchtlingslager, in denen die Tagesrationen gekürzt werden müssen, weil die Geberländer ihren Versprechungen, Gelder zu überweisen, nur ungenügend oder gar nicht nachkommen.

Also der Reihe nach. Bevor ich auch auf unseren Reformator und seine Auslegung zu unserer Brotbitte komme, möchte ich

noch einige Zeugnisse anfügen, die gewichtig sind. So schreibt der Apostel **Paulus** an die Gemeinde in Rom: „*Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geist*“ (Röm. 14₁₇). Wo es also um das Reich Gottes geht wie im Vaterunser, kann es nicht ausschließlich um Essen und Trinken gehen.

Fragen wir den Evangelisten **Lukas**, wonach ein Jünger Jesu zuerst trachten und worum er zuerst bitten soll, dann lautet seine Antwort (im Munde Jesu): „*Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben geben könnt, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten!*“ (Lk. 11₁₃). Auch hier ist die gute Gabe nicht Brot, das auf den Tisch kommt, sondern Heiliger Geist.

Noch eine Anmerkung sei erlaubt. Wenn der Herr Jesus von Seinen Jüngern aufgefordert wurde, sie das rechte Beten zu **lehren**, dann wird Er ihnen gewiß nicht beibringen müssen, daß man um Brot bitten soll. Denn um Gesundheit und Brot betet ohnehin so gut wie jeder gläubige Mensch.

Was die Auslegungsgeschichte dieser komplizierten Vaterunser-Bitte betrifft, ist sie, wie bereits erwähnt, bis ins Mittelalter mehrheitlich geistig verstanden worden. Ich zitiere den Kirchenvater **Tertullian** (gest.

220 n.Chr.): *„Und wie geschmackvoll die göttliche Weisheit die Aufeinanderfolge in dem Gebet geordnet hat! Nach den himmlischen Dingen, dem Namen Gottes, dem Willen Gottes und dem Reich Gottes, gibt sie auch den Bitten um irdische Bedürfnisse Raum. Denn es hatte der Herr auch den Ausspruch getan: ‚Suchet zuerst das Reich Gottes, und dann wird euch auch dieses gegeben werden‘. Trotzdem sollten wir das, unser tägliches Brot gib uns heute‘ doch lieber geistig verstehen. Christus nämlich ist unser Brot, weil Christus das Leben heißt, und Leben so viel ist als Brot.“*

Im Zusammenhang mit der Brotbitte ist der Mailänder Bischof **Ambrosius** (gest. 397) insofern erwähnenswert, als er eine gewisse Berühmtheit erlangt hat durch die Auslegung der Brotbitte, die die Kirche damals veranlasst hat, die Eucharistie fürderhin **täglich** vom Priester zelebrieren zu lassen. Ich zitiere den Bischof: *„Ich habe euch erläutert, daß vor den Worten Christi das, was dargebracht wird, Brot heißt. Sobald aber die Worte Christi gesprochen sind, bezeichnet man es nicht mehr als Brot, sondern nennt es Leib....Es handelt sich nicht um das Brot, das in den Körper eingeht, sondern um jenes Brot des ewigen Lebens, das unsere Seele selbst stärkt...Wenn es das tägliche Brot ist, warum ißt du es nur nach einem*

*Jahr, wie die Griechen im Osten zu halten pflegen? Empfange **täglich**, was dir täglich Nutzen bringt! Lebe so, daß du würdig bist, es täglich zu empfangen!"*

Verstand man bis ins Mittelalter die Brotbitte des Vaterunsers mehrheitlich geistig, so sollte sich das für den Protestantismus ändern. 1518 schreibt der damals 35jährige Wittenberger Professor der Theologie in seiner Schrift „Auslegung deutsch des Vater unser für die einfältigen Laien“ ganz im Sinne geltender Theologie:

*„Das erste heißet, **unser**‘. Das drückt aus, daß wir nicht um das gemein Brot bitten, vornehmlich, das auch die Heiden essen und Gott allen Menschen ungebeten gibt, sondern um **unser** Brot, die wir sind Kinder des himmlischen Vaters, darum nicht als von einem irdischen, sondern als von einem himmlischen, geistlichen Vater, nicht um ein irdisches, sondern um ein himmlisch, geistlich Brot, das unser ist und uns himmlischen Kindern zueignet und not ist, bitten. Sonst wäre es nicht not gewesen zu sagen, **unser** täglich Brot‘; denn das leibliche Brot wäre genug bezeichnet mit dem Wort, das täglich Brot gib uns heute‘. Aber Gott will seine Kinder lehren, daß sie mehr Sorge haben um der Seelen Speise; ja verbietet, sie sollen nicht sorgen, was sie essen oder trinken leiblich.“*

Was Martin Luther 1518 geschrieben hatte, galt für ihn 1529 nicht mehr. Denn während er sich auf der Wartburg in Schutzhaft befand, zog es allerhand unruhige Geister nach Wittenberg. Die sogenannten „Zwickauer Propheten“, eine Laiengruppe mit erstaunlicher Bibelkenntnis, glaubten hier den geeigneten Boden gefunden zu haben, um ihre Gedanken verwirklichen zu können, die sie aus ihrem Geistbesitz ableiteten. So setzten sie in Wittenberg die Abschaffung der Messe durch, führten die Priesterehe ein, hoben die Fastengebote auf, entfernten die Bilder in den Kirchen und feierten das Abendmahl in beiderlei Gestalt, also mit Brot und Wein für jedermann. Ihre sehr weitreichenden sozial- und kirchenpolitischen Forderungen konnte und wollte der am 6.3.1522 eilend von der Wartburg zurückkehrende Reformator jedoch nicht akzeptieren, genau so wenig wie die von den Neuerern gewünschte Einführung der Wiedertaufe. Luthers Rechtfertigungslehre, die bereits das Zentrum seiner theologischen Überzeugung bildete, sah in den vom „Geist“ eingegebenen Anweisungen der Neuerer einen unüberbrückbaren Widerspruch. Seiner Meinung nach konnte es für den Menschen keinen himmlischen Zugang zu Wahrheiten geben, die nicht ausschließlich durch Wort und Sakrament ver-

mittelt waren. Aber gerade jener unmittelbare, innerlich vom Geist gewirkte Zugang zu göttlichen Offenbarungen war das Herzstück der von Luther bezeichneten „Schwärmer“ wie die „Zwickauer“, Thomas Müntzer, Karlstadt, v. Schwenckfeld und andere. Diese stellten ihren Geistbesitz über die Reformation und bezeichneten Luther als *„das geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg“, als die „Jungfer Martin.“*

Als diese „Geistbewegung“ in den Bauernkrieg abglitt und bei ihnen Leib und Leben weniger galten als ihr Geistbesitz, wollte Luther von „Geistbesitz“ nichts mehr wissen. In einem Brief an seinen Kurfürsten klagt Luther: *„Ja, es wundert mich, wie sie ihres Geistes so vergessen, und wollen die Leut nun... lehren, so sie doch rühmen, es müsse ein jeglicher Gottes Stimm hören, und spotten unser, daß wir Gottes Wort mündlich und schriftlich führen, als das nichts wert noch nütze sei, und haben gar ein viel höher, köstlicher Amt...denn Christus selbst...Also gaukelt dieser Schwimmelgeist, daß er selbst nicht siehet, was er sagt...Wie wir denn auch diesen Lügengeist kennen und urteilen, daß er das im Sinn hat: Er will die Schrift und das mündlich Gotteswort aufheben...“* Und Luther schreibt am Ende dieses Briefes: *„Denn es sind nicht Christen, die über das Wort auch mit Fäusten dran wollen und nicht vielmehr*

alles zu leiden bereit sind, wenn sie sich gleich zehn Heiliger Geiste voll und aber voll berühmten.“

Der Reformator scheint voll gewarnt von allem, was mit „Geist“, „Geistbesitz“ und der Fähigkeit des Menschen zusammenhängen könnte, neben Wort(Predigt) und Sakrament Gottes Weisungen unvermittelt zu vernehmen. Wie sollte er da noch die Christenmenschen ermuntern, um geistiges Brot, um himmlische Einreden zu bitten, da doch solche Schwärmerei herauskomme? Deshalb verwundert es nicht, daß aus dem *„himmlich, geistlich Brot, das unser ist“* des Jahres 1518 kochentrockenes Brot des Alltags wurde: *„Alles, was zur **Leibes** Nahrung und Notdurft gehört, als : Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut...fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter usw. usw.“* wie wir es im Katechismus und in unseren Gesangbüchern nachlesen können und wie es Generationen vor uns auswendig lernen und verinnerlichen mußten. Ungewollt hatte sich das geistige Brot materialisiert. Die Sehnsucht nach persönlichem Geistbesitz wurde fortan im Protestantismus verketzert und verdächtigt. In der Auseinandersetzung mit der Gegenreformation gewann nicht mehr der Glaube, wie es noch bei Luther der Fall war, sondern der Intellekt die Oberhand. Geistiges Brot

war nicht mal mehr dem Namen nach bekannt. Und in heutigen Auslegungen des Vaterunser ist die Brotbitte immer verstanden als Bitte um Nahrung, weil denn Jesus selbst *„in eine Situation sozialer Not, in der die Nahrung für den folgenden Tag nicht einfach selbstverständlich vorhanden ist“*, hineingewirkt habe. Heutige Verkündigung sieht den Herrn Jesus weniger als den Kündler des im Kommen begriffenen Reiches Gottes sondern als den idealen Menschen, der sich vornehmlich den Armen und Bedrängten zuwendet, um ihnen beizustehen. Folgerichtig muß es heutiger Auslegung der 4. Vaterunser-Bitte um irdisches Brot gehen, um das Jesus uns beten lehrt.

Mir wollen beide Positionen keine rechte Alternative sein sondern eher Hinweis auf die Offenheit des Textes, der einem jeden Beter der vierten Bitte des Vaterunser erlaubt, beim „Brot“ an das zu denken, was er in seiner Not für das Hilfreichste und Nötigste ansieht.

8: „...und vergib uns unsere Schuld wie wir vergeben unseren Schuldigern“.

In einer Auslegung zu unserer Bitte schrieb einst ein bekannter Theologe: „Die 5. Bitte im Unser-Vater ist die gefährlichste Bitte des gesamten Gebetes. ...Bei keiner anderen Bitte lauert die Gefahr in so unmittelbarer Nähe, dass wir betend lügen, dass wir lügend beten.“ Übertreibt hier der Ausleger? Oder hängen wir einem naiven Christenglauben an, der mit vollzogenem Abendmahlsgang meint, vor Gott sei in Handumdrehen aus einem Sünder ein sündenfreier Mensch geworden? Je intensiver wir uns mit der 5. Bitte des Vaterunsers befassen, je deutlicher werden wir erkennen, wie sehr Gottes Vergebung maßgebend ist für unser irdisches Leben und für unser Nachtod-Ergehen und dass durch einen einfachen Zuspruch eines Menschen die Sünde nicht so ohne weiteres aus der Welt ist.

Vor jeglicher auslegenden Betrachtung sollten 3 Fragen geklärt sein, die uns das rechte Verständnis dieser Bitte erst eröffnen: 1. Was ist Sünde 2. Was ist Schuld und wie kann Schuld vergeben werden? 3. Ist es wirklich jesuanisches Denken, das Gottes Vergebungsbereitschaft mit unserem Verhalten, einander zu vergeben, zusammenhängt?

1. Was ist nach biblischem Verständnis **Sünde**? Genauer gefragt: Welcher Sachverhalt entspricht im Alten Testament dem, was wir heute unter „Sünde“ verstehen? Die Paradies-Geschichte aus dem 1. Buch Mose ist sozusagen das Musterbeispiel, an dem uns vor Augen geführt wird, was Sünde ist und was sie bewirkt (obwohl das Wort „Sünde“ in dieser Geschichte überhaupt nicht vorkommt). Die Paradies-Geschichte beschreibt uns das gemeinschaftswidrige Verhalten von Adam und Eva Gott gegenüber. Beide nehmen wissentlich oder unwissentlich in Kauf, dass sich durch ihren Ungehorsam und ihren Egoismus ihr persönliches Verhältnis Gott gegenüber verschlechtert oder gar zerbricht. Und genau das ist es, was das Alte Testament in seinen ältesten bis hin zu seinen jüngsten Schichten mit 40 oder 50 oder 60 verschiedenen Substantiven als Sünde umschreibt: ein sehr komplexes Verhalten, das sich als ein *gemeinschaftswidriges Verhalten Gott gegenüber* zeigt. Das ist aber nicht alles, was das Alte Testament über Sünde zu sagen hat. Das alte Israel sieht

1.1 das Schicksal des Menschen begründet entweder in seiner Gut-Tat oder in seiner Übel-Tat. Durch sein Tun schafft der Mensch um sich eine Sphäre, die ihn so lange heil- oder unheilwirkend umgibt, bis sie von **Gott** aufgelöst wird. Diese Sphäre ist geradezu

von feinstofflicher Art und gehört vom Sündigen ab zum Menschen, sie haftet ihm an wie eine zweite Haut. Die Auswirkung von Guttat oder Übeltat tritt nicht sofort in voller Schärfe ein, sondern entwickelt sich wie eine Pflanze aus ihrem Keim. Im Fall der Paradies-Erzählung entwickelt sich die Folge der Übeltat über die Austreibung aus dem Paradies, die beschwerlichen Folgen des Erdenlebens bis hin zum physischen Tod des Sünders.

1.2 Diese Sünde=Unheil oder Guttat=Heil-Anhaftung wird in allen alttestamentlichen Traditionen mit dem Handeln Gott Jahwes in Verbindung gebracht. Jahwe setzt diese jeweiligen Zusammenhänge, die der Mensch gewirkt hat, in Kraft, indem Er die Tat am Täter wirksam werden lässt. Dabei ist Jahwes Mitwirkung beim Guttat=Heil-Zusammenhang sehr viel ausschlaggebender als bei einer Übeltat. Weder straft Gott noch belohnt Er streng genommen, sondern Er lässt sich auswirken, was der Mensch selbst in Gang gesetzt hat. So ist zum Beispiel im 2.Gebot die Rede davon, dass Gott die Übeltat wirken lässt bis ins 3.und 4.Glied, die Guttat aber an vielen Tausenden von Generationen.

1.3 Diese schicksalwirkende Tatsphäre, wie sie die Alttestamentler nennen, umgibt nicht nur den Einzelmenschen, gleichsam den Täter, sondern immer die Gemeinschaft, in der sich der Täter bewegt. Sie ist ansteckend. Deshalb ist es so außerordentlich wichtig für das Wohlergehen einer Gemeinschaft, dass der Einzelne gemeinschaftstreu lebt. Es ist überhaupt nicht verwunderlich, wenn im Alten Testament wieder und wieder das Wort „Gemeinschaftstreu“ bzw. „gemeinschaftstreu sein“ angemahnt wird. Leider hat Martin Luther und nach ihm durchgängig nahezu alle Bibelübersetzer den Begriff „Gemeinschaftstreu“ mit „Gerechtigkeit“ bzw. mit „gerecht“, also mit juristischen Begriffen wiedergegeben und damit den gemeinten Sachverhalt eher vernebelt als erhellt. Dass sich dann in der Zeit der Septuaginta, also der Übersetzung des Alten Testaments in die griechische Sprache, auch im jüdischen Denken ein mehr juridisches Denken durchzusetzen begann, veranlasste die Verfasser der späteren alttestamentlichen Schriften nicht mehr von „Gemeinschaftstreu“ der Menschen und Gott gegenüber zu reden, sondern von „Lohn“ und „Strafe“, die Jahwe vollzieht.

Bis in die paulinischen Schriften hinein ist aber dieses Denken von der schicksalwirkenden Tatsphäre und somit der Sünde als einer

Macht nachweisbar. So schreibt der Apostel im Brief an die Römer (5₂₁): „So wie die Sünde im Tod zur Herrschaft kommt, so kommt die Gnade zur Herrschaft durch Gemeinschaftstreue zum ewigen Leben durch Jesus Christus.“ Ich denke auch an Kap. 6₂₀₋₂₂: „Denn als ihr Knechte der Sünde wart, da wart ihr frei von Gemeinschaftstreue. Was hattet ihr damals für eine Frucht? Solche, deren ihr euch jetzt schämt; denn das Ende derselben ist der Tod. Nun aber, da ihr von der Sünde frei und Gottes Knechte geworden seid, habt ihr darin eure Frucht, dass ihr heilig werdet. Das Ende aber ist das ewige Leben.“ In 2.Kor.5₁₀ lesen wir: „Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfangen für das, was er getan hat bei Lebzeiten, es sei Guttat oder Übeltat.“ Im Römerbrief schreibt der Apostel von sich: „...Ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. Denn ich weiß nicht, was ich tue. Denn ich tue nicht, was ich **will**, sondern was ich **hasse**, das tue ich“ (Röm. 7₁₄)

Die vom Geist inspirierten Schreiber der Bibel wissen, was für eine zerstörende Macht die Sünde ist. Wer im Dunstkreis dieser Macht lebt, lebt unweigerlich getrennt von Gott und ist ein Mensch des Todes. **Sünde** ist also nicht, wie viele vermuten, eine Einzeltat, sondern sie versetzt den Menschen in

einen bestimmten Zustand. Ein Sünder ist ein Mensch, der im Machtbereich gottwidriger Mächte lebt, die ihn binden und fremdbestimmen. „Sünde“ ist ein zutiefst religiöser Begriff. Insofern unterscheidet sich „Sünde“ von „Schuld“, als es sich bei der Sünde um einen Dauerzustand des Menschen handelt, eben um das von Gott trennende **Sünder-Sein**. Sünder-Sein ist eine Befindlichkeit, die das ganze **Wesen eines Menschen** festlegt. **Schuld** hingegen ist ein juristischer Begriff und bezeichnet vorwiegend das Verhältnis der Menschen untereinander. „Schuld“ ist sozusagen ein Ausrutscher, ein Fehltritt, den wir Menschen vergeben können. Das Wesen eines Sünders vermag nur Gott zu wandeln. Und genau das ist die Aufgabe des von Gott um der Sünde der Menschen willen gesandten Sohnes Gottes: diese Macht zu brechen, die kein priesterliches Ritual noch guter menschlicher Wille noch sittliche Anstrengung aus der Welt schaffen kann. Genau das ist es, wofür wir dem Herrn Jesus ewig dankbar sind: **Er** hat uns durch Sein Todesopfer von diesem Bann, den die Sündenmacht über uns verhängt hatte, befreit! Danke, Herr Jesus!

2. Es ist keineswegs ungewöhnlich, wenn wir über Sachverhalte, von denen wir meinen, sie seien uns vertraut, hinwegdenken, hinweglesen oder hinwegreden. Gleiches oder

ähnliches geschieht häufig mit der 5. Bitte unseres Vaterunsers. Nur wenigen fällt es auf, dass der Herr Jesus Seine Schüler nicht beten lehrt: „und vergib uns unsere **Sünden**, so wie wir denen vergeben, die sich an uns versündigt haben“; vielmehr spricht Er von zu vergebender **Schuld** und von Schuldner. Hat es mit unserer Schuld eine besondere Bewandnis? Ja! Es hat sie! Es sieht so aus, als wolle Jesus uns daran erinnern, wie leichtfertig wir mit dem Gnadengeschenk der **Sünden**vergebung umgehen, also damit, dass Gott das, was uns von Ihm trennte, wegnahm, um uns den Zugang zu Ihm wieder zu gewähren. Der Herr Jesus scheint uns daran zu erinnern, wie **wir** im Umgang miteinander auf dieses Gnadengeschenk göttlicher Sündenvergebung reagieren: nämlich gar nicht. Gottes Güte hat unser Verhältnis unter- und miteinander nicht geändert.

Wo es um Vergebung menschlicher **Schuld** geht, handelt es sich nicht mehr um einen Gnadenakt, den Gott vollzieht soll wie bei der Vergebung der Sünde, sondern wo es sich um Vergebung von Schuld handelt, sind **wir** gefordert. Ich wiederhole: **Sünde** ist ein Wort des religiösen Sprachgebrauchs und bezieht sich ausschließlich auf das Verhältnis von Gott und Mensch. **Schuld** ist ein juristischer Begriff und berührt in erster Linie die

zwischenmenschlichen Beziehungen. Natürlich wird uns Menschen auch von Gott Schuld vergeben. Schuldvergebung beginnt aber nicht bei Gott und in der Kirche sondern zwischen Menschen und abseits vom Altar. Daher lautet ein Ausspruch Jesu: *„Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und **versöhne dich** mit deinem Bruder und **dann** komm und opfere deine Gabe“* (Mt.5^{23f}). Schuldvergebung beginnt immer im menschlichen Herzen. Der Hauptakzent der 5. Bitte liegt nicht auf der Terminologie: Sünde oder Schuld, sondern auf der Sache: auf der einen Seite göttliche Gnade; auf der anderen menschliche Vergebungsbereitschaft!

3. Führt der Herr Jesus mit dieser Bitte eine Neuerung im Beten für Christen ein oder hat bereits Israel nach der Maxime gelebt: Sünden vergibt Gott; Schuldvergebung beginnt beim Menschen? Wir werden uns hier nur mit wenigen Hinweisen begnügen. Wie vermutlich bekannt ist, feiert Israel bis heute einmal im Jahr den Großen Versöhnungstag, den Jom Kippur. Bis zur Zeit des 2. Tempels, also auch zu Lebzeiten Jesu, war das der Tag, an dem das Volk Israel mit Gott versöhnt und von seinem Sündersein durch den Hohepriester freigesprochen worden ist. Die-

ses geschah durch den zuvor vollzogenen Akt des Blutvergießens von Opfertieren und durch das symbolisch verstandene Aufstemmen von Sündenlast auf einen Bock, den man anschließend in die Wüste jagte, wo er elend umkam. Der Sinn dieses Opfers war seine Sühne wirkende Funktion. Die Sühne selbst versteht sich als Gabe Gottes an Sein Volk. Durch das Entsühnen im Kult hat sich Israel ein Instrument schenken lassen, um damit den Zusammenhang von menschlichem Tun und Ergehen, also von Sünde und deren Folgen, kultisch regeln zu können. Selbstverständlich ist dabei vorausgesetzt worden, dass Gott keine Opfer braucht, um sich versöhnlich stimmen zu lassen. Die Sünder erhalten die Möglichkeit durch Sühneleistungen auf ihren Wegen des Sünderseins anzuhalten und **umzukehren**. Die Macht der Sünde war durch diesen kultischen Akt auf das arme Tier übertragen worden, welches die Sünde aus der Mitte Israels hinaustrug. Das Judentum ist überzeugt davon, dass Sündenvergebung am Jom Kippur nur dem gewährt werden kann, der zuvor umgekehrt ist. Diese **Umkehr** besteht darin, dass der Schuldige sich mit seinem Schuldner versöhnt hat, das heißt, dass er z.B. Gestohlenes rückerstattet oder sonstige Wiedergutmachung geleistet hat. Erst **nachdem** die im Gesetz geregelte Wiedergutmachung erfolgt

war, durfte der Priester den Umkehrwilligen durch eine Blutbesprengung entsühnen und wieder für gemeinschaftsfähig erklären.

Die Rabbinen haben sich viel Mühe gegeben mit der Formulierung von Bestimmungen, wie ein Mensch mit Gott versöhnt werden kann. Die Versöhnung erfolgte maßgeblich durch Sühneleistungen. *„Wehe dem, der auf Erden für seine Übertretungen zu wenig oder gar nicht gestraft worden ist. Denn mit dem Tod ist diese Möglichkeit der Sühne dahin“*, lehren die Rabbinen. Im babylonischen Talmud (Joma 8₉) liest man: *„Für Versündigungen des Menschen gegen Gott schafft der Versöhnungstag Sühnung; für Versündigungen des Menschen gegen seinen Nächsten schafft der Versöhnungstag keine Sühnung, bis er seinen Nächsten versöhnt hat.“* Im palästinischen Talmud (Joma 8_{45c} 19) steht geschrieben. *„Rabbi Schemuel hat gesagt: Der, welcher gegen einen anderen gesündigt hat, muss zu ihm sagen: ‚Ich habe mich verschuldet gegen dich‘. Wenn jener es annimmt, so ist es gut; wenn aber nicht, so bringe er Männer herbei und versöhne ihn in deren Gegenwart...Wenn er so tut, dann sagt die Schrift über ihn: Erlöst hat er seine Seele vom Hingang in die Grube und sein Leben erfreut sich am Licht. Ist er (der Beleidigte) verstorben, so muss er ihn an seinem Grabe*

versöhnen und sagen „Ich habe mich gegen dich verschuldet.“

Haben **wir** noch ein Gefühl dafür, wie sehr wir unser Leben bereits hier und noch viel mehr dann nach dem Tode einengen, wenn wir die Versöhnung an unseren Schuldern unterlassen oder meinen, sie Gott überlassen zu können? Selbstverständlich hat der Herr Jesus Versöhnungsbereitschaft und Umkehr gelebt und gelehrt wie die Rabbinen zu Seiner Zeit. Und auch Er ließ keinen Zweifel daran, was einem nicht Umkehr-Willigen nach dem Sterben erwartet. Ich erinnere nur an Jesu Gleichnis Mt. 18^{18ff}, wo der Herr des Gleichnisses von seinem untreuen Knecht sagt: *„Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich angefleht hast. Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte?“* Und Jesus fährt dann fort: *„ Und in seinem Zorn übergab ihn der Herr den Folterknechten, bis er die ganze Schuld bezahlt habe. Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt.“*

Jesus und die urchristlichen Gemeinden haben, wie uns das Modellgebet des Vaterunsers lehrt, die jüdische Reihenfolge von zuerst Umkehr des Menschen und Ver-

söhnung, und dann göttliche Vergebung, beibehalten. Die hier deutlich sichtbare Reihenfolge von Schuld und Vergebung bedeutet keinesfalls, dass wir Menschen mit unserer Vergebungsbereitschaft Gott ein Maß vorlegen könnten, nach dem Er uns dann zu vergeben habe. Gott ist und bleibt Souverän der Vergebung! Doch wie ernst es Ihm ist, dass auch wir vergeben, bedeutet, dass Er uns nicht aus diesem Zusammenhang entlässt. Das, was einst so klar schien: der Unterschied zwischen **göttlicher Sündenvergebung** und **menschlicher Schuldvergebung**, haben die christlichen Kirchen in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr getrübt. In unseren Gottesdiensten ist nichts mehr zu vernehmen von „mea culpa, mea maxima culpa“, von „meiner Schuld, meiner übergroßen Schuld“ sondern nur von Appellen an Gott, Er möge...und Er lasse ... und Er erbarme sich. Wer soll uns denn drüben von unserem Marschgepäck entlasten?

Bei einem Berliner Theologie-Professor las ich die bemerkenswerten Sätze: *„...die Kirche könnte dem wirklichen Eintritt der Vergebung zum größten Hindernis werden! Sie verhindert Vergebung, wenn sie jedermann die fragwürdige Gelegenheit gibt, Schuld in einer Weise mit Gott, abzumachen, dass man sich bereits befreit und in Ordnung fühlt, ohne anderen vergeben und, vor allem,*

ohne von anderen Vergebung erlangt zu haben... Häretisch ist eine Praxis der Absolution von Schuld, bei der Gott/Christus allein die Tragenden sein sollen, ohne dass Menschen bzw. Geschöpfen ebenfalls eine tragende Bedeutung zukommt oder zuerkannt wird.“

Dem ist nichts hinzuzufügen. Aber wollen wir wirklich erst auf unser Ende warten, bevor wir unsere Lebenspraxis ändern? Noch weist der Herr Jesus und mit Ihm die Kirche darauf hin, dass Gott uns in dem Maß die Schuld vergibt, in dem wir selbst sie anderen vergeben

9. „und führe uns nicht in Versuchung“

Diese 6. Bitte irritiert uns von ihrem Wortlaut her. Am liebsten würden wir fragen: „Lieber Herr Jesus, wie meinst du das: **Gott** möge uns nicht in Versuchung führen? Versucht denn **Gott** Menschen? Dein Schüler Jakobus scheint da ganz anderer Meinung gewesen zu sein, wenn er schreibt: „ *Niemand sage, wenn er versucht werde, dass er von **Gott** versucht werde...Er (Gott) selbst versucht niemand*“(Jak. 1₁₃)“.

Es scheint so, als hingen alle Schwierigkeiten, die wir mit dieser 6. Bitte haben, an dem Wort „Versuchung“, wie wir es in der deutschen Sprache verwenden. Das aramäische Wort für „Versuchung“ ist aber älter als die deutsche Literatursprache und wird in der biblischen Sprache ausschließlich in einem religiösen Zusammenhang gebraucht. Also, wenn es z.B. in Gen.22₁₋₂ heißt: „*Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham!*“ oder Ex.20₁₈₋₂₁: „*Mose sprach zum Volk: Fürchtet euch nicht, denn Gott ist gekommen, euch zu versuchen, damit ihr es vor Augen habt, wie Er zu fürchten ist*“. Die semitische Grundbedeutung von „Versuchung“ entspricht dem deutschen Wort „versuchen“ im Sinne von „probieren, einer Prüfung unterziehen“. Na-

türlich kann diesen Prozess Belastung, Risiko und Ungewissheit des Ausganges, ja Bedrohung und Misstrauen begleiten. Objektiv stellt die Versuchung eine Gefährdung dar, da man ja nie weiß, ob man vom rechten Weg abkommt oder nicht. Subjektiv wird die Versuchung teils Anlass zur Sorge, aber auch Ansporn, sich zu bewähren. Wir könnten also in unseren beiden Beispielen auch übersetzen: „*Gott prüfte Abraham*“ bzw. sagt Mose: *Gott ist gekommen, euch zu prüfen*“. Aber ist das damit zum Ausdruck gebracht, was die Texte und was unsere Gebetsbitte wirklich sagen wollen?

Zunächst steht so viel fest: Nach alttestamentlicher Auffassung ist es **Gott selbst**, der die Menschen in die Versuchung führt bzw. der sie im Blick auf ihre Tüchtigkeit für neue und größere Aufgaben prüft. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn wir formulieren: Prüfungen Gottes gehören nicht nur zum Leben eines jeden Propheten, sie sind Bestandteil des Lebens jedes Frommen, ja vielleicht jedes Menschen! Prüfungen ziehen sich durch das gesamte biblische Schrifttum. Das Alte Testament ist eine einzige Geschichte von Prüfungen, von Abfall und Versagen Gott gegenüber und von erneuten Zusagen Gottes Seinen menschlichen Geschöpfen gegenüber. Und dennoch werden wir festhal-

ten müssen, dass wohl jeder Mensch von Gott **geprüft** und gewogen, aber nicht jeder Mensch von Gott **versucht** und auserwählt wird. Unsere 6. Bitte des Vaterunsers darf also niemals lauten: „...und **prüfe** uns nicht (Gott)!“ Es geht sowohl im privaten wie auch im religiösen Leben nie ohne Prüfungen ab! Die 6. Bitte muss also mehr aussagen wollen als nur dass Gott uns vor jeglicher Art von Prüfungen bewahren möge! **Versuchungen** sind Herausforderungen, die uns Menschen reizen, etwas zu tun, was uns selbst und anderen Schaden zufügt und was Gott beleidigen kann. Im religiösen Sprachgebrauch handelt es sich bei den meisten Versuchungen, von welcher Seite sie auch immer über uns kommen mögen, um Widerfahrnisse, die uns zum Unglauben oder zum Ungehorsam Gott gegenüber reizen. Im Gegensatz zu den Prüfungen, die man **bestehen** möchte, sollen wir den Versuchungen **widerstehen**.

Martin Luther definiert im Kleinen Katechismus die Versuchungen, die über uns kommen können, folgendermaßen:

*„Gott versucht zwar niemanden, aber wir bitten in diesem Gebet, dass uns wolle Gott behüten und erhalten, auf dass uns der **Teufel**, die **Welt** und unser **Fleisch** nicht betrüge*

und verführe in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster...“

Unsere Versucher sind also nach Meinung Luthers deren drei: der Teufel, die Welt und unser Fleisch. In seinem Großen Katechismus führt er dann detailliert aus, was er unter diesen drei Versuchern genauer versteht. Dabei dreht Luther die Reihenfolge um und beginnt folgendermaßen:

*„Denn im **Fleisch** wohnen wir und tragen den alten Adam am Hals, der regt sich und reizt uns täglich zur Unzucht, Faulheit, Fressen und Saufen, Geiz und Täuscherei, den Nächsten zu betrügen und übersetzen (sprich. übervorteilen) und Summa, allerlei böse Lüste, so uns von Natur ankleben...das alles als die Jugend vornehmlich.“*

*Darnach ist die **Welt**, so uns mit Worten und Werken beleidigt und treibt zu Zorn und Ungeduld; Summa, da ist denn nichts denn Hass und Neid, Feindschaft, Gewalt und Unrecht, Rächen, Fluchen, Schelten...Stolz mit überflüssigem Schmuck, Ehre, Ruhm...da niemand will der Geringste sein, sondern obenan sitzen und vor jedermann gesehen sein und das gilt vornehmlich von den Erwachsenen.“*

Schließlich werden auch des **Teufels** Listen und Ränkespiele benannt: Er *„hetzt und bläst auch allenthalben zu. Aber sonderlich treibt er, was das Gewissen und geistliche Sachen*

betrifft, nämlich dass man beide, Gottes Wort und Werk, in Wind schlage und verachte, dass er uns vom Glauben, Hoffnung und Liebe reiße und bringe zu Mißglauben, falscher Vermessenheit und Verstockung... und anderen unzähligen gräulichen Stücken. Dieses betrifft besonders die, die mit geistlichen Sachen umgehen, das ist: die starken Christen.“

Damit wäre eigentlich alles gesagt, denn Martin Luther ist ein Meister des Formulierens und Definierens. Aber es fehlt etwas. Die 6. Bitte des Vaterunsers spricht nicht davon, dass wir bewahrt werden mögen vor Versuchungen des Fleisches, der Welt oder des Teufels sondern vermutlich vor denen Gottes! Wir können also mit Luthers Latein noch nicht am Ende sein, auch wenn er schreibt: „Gott versucht niemand!“ Wir werden fragen müssen, ob wir überhaupt recht verstanden haben, wenn wir meinen, in der 6. Bitte des Vaterunsers gehe es darum, dass **Gott** Menschen versuche, wie es das Alte Testament zuhauf beschreibt. Könnte es sich bei dieser Bitte Jesu nicht vielmehr darum handeln, dass Gott einen Menschen nicht in eine Versuchung **hineinführen** möge, in eine Versuchung, der der Mensch nicht gewachsen ist und darum erliegen muss?

Zunächst sei auf den großen sprachlichen Unterschied hingewiesen, der zwischen Altem und Neuem Testament besteht hinsichtlich der Versuchungen. Das fällt sofort auf: Alle neutestamentlichen Schriften sprechen mit keinem Wort von einer Versuchung, die von **Gott** ausgeht. Alle im Neuen Testament geschilderten Versuchungen gehen in der Tat „vom Teufel, der Welt und unserem Fleisch“ aus. Darin folgen wir Martin Luther aufs Wort. Wie aber weiter? Sollte Jesu 6. Bitte umformuliert werden müssen, damit wir sie recht verstehen und recht beten können?

Zu dieser Frage angeregt hat mich der bei den Betern des Alten und des Neuen Testaments feststellbare Unterschied ihres Betens. Beter des Neuen Bundes beten angesichts der Versuchungen, in die sie geraten, anders als die Beter des Alten Bundes. Konnten die Beter im Alten Bund noch unumwunden so formulieren, als versuchte **Gott** einen Menschen („...und Gott versuchte Abraham“ Gen 22₁), so bitten die Menschen im Neuen Bund so nicht mehr. An keiner einzigen Stelle des Neuen Testaments berichtet uns ein Schreiber davon, dass **Gott** einen Menschen versucht habe. Sehr wohl aber bitten Menschen in den Schriften des Neuen Testaments Gott, Er möge **verhindern**, dass sie in Ver-

suchungen geraten. Das ist nicht nur sprachlich ein großer Unterschied zum Alten Testament, sondern auch ein sachlicher. Natürlich haben auch die Beter im Alten Testament jede Handlung, die in dieser Welt geschieht, als von Gott zugelassen und erst möglich gemacht empfunden. Anders gesagt: Sie haben sprachlich noch nicht zwischen **zulassen** einerseits und **selbst verursachen** andererseits unterschieden. Diese Erkenntnis scheint den Menschen erst in neutestamentlicher Zeit geschenkt worden zu sein. Also: Wir verstehen unsere 6. Bitte des Vaterunsers „...und führe uns nicht in Versuchung“ genauer: wenn wir das Schwergewicht dieser Bitte nicht auf das Wort **Versuchung** legen sondern auf das „**führe uns nicht**“.

Wie richtig diese Interpretation ist, beweist uns die nachneutestamentliche jüdische Parallele zu unserer Bitte. Im hebräischen Morgengebet, das nach der Stelle Berakhoth 60b des babylonischen Talmuds formuliert wird, spricht der Beter: *„Führe uns nicht in die Gewalt der Sünde, der Übertretung und des Vergehens, in Versuchung und Schande. Lass die Leidenschaft nicht über uns herrschen und halte uns fern von bösen Menschen und schlechter Gesellschaft.“* Die jüdischen Beter wissen, wer sie „versucht“: die Sünde, die Leidenschaft, die bösen Menschen. Weil sie sich diesen Verhältnissen nicht immer ge-

wachsen fühlen, bitten sie Gott, Er möge nicht zulassen, dass sie in eine aussichtslose Notlage geraten. Der Talmud formuliert noch eindeutiger: „Gewöhne **mich** zu gottgefälligen Handlungen und gewöhne **mich** nicht zur Übertretung, lass **mich** nicht zur Sünde kommen...“ Also: Weil die Versuchungen in **mir** und in der **Welt** sind, möge **Gott** uns davor bewahren, in sie hinein zu geraten. Damit sind wir bei dem, was der Herr Jesus am eigenen Leibe erfahren hat und was Er aushalten musste, obwohl Er sich diese Situation nicht ausgesucht hatte. In unseren Bibeln trägt die Geschichte, die ich meine, den Titel „Jesu Versuchung“ (Mt. 4¹⁻¹¹par.). Der Teufel ist es, der den Herrn Jesus auf vielfältige Weise versucht zu Fall zu bringen. Offenbar hat Gott diese Versuchungen gleich zu Beginn der öffentlichen Wirksamkeit Jesu zugelassen. Mit anderen Worten: Während Gott der Welt Seinen Erlöser präsentiert, versucht der Satan jegliche Erlösung von Welt und Mensch zu verhindern. Wir kennen den Ausgang. Als es dem Bösen nicht gelingt, den Herrn zum Ungehorsam gegen Gott zu verführen, endet die Geschichte mit dem Satz. *„Da verließ Ihn der Teufel. Und siehe, da traten die Engel zu Ihm und dienten Ihm“*. Von den inneren Kämpfen Jesu werden wir nie eine Ahnung bekommen. Vielleicht sind es nur noch die Mystiker und die großen Heili-

gen, die auch am eigenen Leibe erfahren mussten, was es auszuhalten gilt, wenn man nicht nur von Leidenschaften oder Menschen, sondern vom Teufel selbst und seinem Anhang versucht wird. Man lese nur die Lebensbeschreibungen einer Therese Neumann (gest. 1962), eines Pater Pio (gest.1968), der eines Carl Welkisch (gest.1984)! Vor solch schrecklichen Versuchungen, die oft bis hart an die Grenze des Todes führten, möchte der Herr Jesus uns bewahrt wissen. Deshalb lehrt Er uns beten „...*und führe uns nicht in Versuchung*“. Deshalb sollen wir Gott bitten, Er möge nicht **zulassen**, dass auch uns Geringe solche Lebensbedrohungen fällen können. Versuchungen derart, wie sie die Heiligen erleben, vermögen den Leib und das Leben zu zerstören, das menschliche Selbst, den göttlichen Geist des Menschen allerdings nicht (vergl. Mt.10₂₉).

Der Apostel Paulus liefert uns mit Sätzen aus dem 1. Brief an die Korinther (Kap. 10₁₃) eine nahezu perfekte Auslegung unserer 6.Bitte des Vaterunsers, wenn er schreibt: „*Noch ist keine Versuchung über euch gekommen, die den Menschen überfordert. Gott ist treu; er wird nicht **zulassen**, dass ihr über eure Kraft hinaus versucht werdet. Er wird euch in der Versuchung einen Ausweg schaffen, so dass ihr sie bestehen könnt*“ (Einheitsübersetzung). Gebe Gott, dass Pau-

lus Recht hat und unsere Bitte an Gott, Er möge uns in keine Versuchung hineinführen, ja: Er möge sie nicht einmal zulassen, sich erfülle.

Der Begriff **Zulassung** ist ein an biblische Redeweise gedanklich anknüpfender Ausdruck (Hi.1₁₂; Ps.81₁₃ – Luther übersetzt hier: Gott hat dahingegeben), der dann seit der frühchristlichen Theologie verwendet wird und einen Aspekt göttlichen Verhaltens angesichts der Wirkweise des Bösen und der aus dieser entstehenden Folgen beschreibt (Röm. 1_{24,26,28}). Luther selbst mied diesen Ausdruck, weil er dem Menschen keinen freien Willen zugestehen wollte, doch hat das Luthertum nach ihm den Begriff der **Zulassung** innerhalb der Lehre von der Vorsehung wieder eingeführt. Wie aktuell das Wort „zulassen“ geblieben ist, mag uns deutlich werden, wenn wir allerorten Menschen reden bzw. fragen hören: „Wie konnte Gott das und jenes zulassen!“ Die Antwort darauf ist (auch theologisch) ein weites Feld, auf das wir uns in diesem Zusammenhang nicht begeben können.

Wir wollen uns dem Schreiber des Jakobus-Briefes anschließen, der seiner Gemeinde damals geschrieben hat: *„Keiner, der in Versuchung gerät, soll sagen: Ich werde von Gott in Versuchung geführt. Denn Gott kann nicht in Versuchung kommen, Böses zu tun,*

*und Er führt auch selbst niemand in Versuchung. Jeder wird von seiner eigenen Begierde, die ihn lockt und fängt, in Versuchung geführt“ (Jak. 1_{13f}). Und der große Kirchenlehrer Origenes schreibt die 6. Bitte des Vaterunsers betreffend: „Wir bitten um Errettung aus der Versuchung; nicht in dem Sinne, überhaupt nicht versucht zu werden...sondern in dem Sinne, dass wir der Versuchung nicht erliegen möchten. Derjenige, der der Versuchung verfällt, **kommt**, meinem Verständnis nach, in die Versuchung **hinein**, weil er in ihren Netzen gefangen wird“.*

Zum Abschluss dieser 6. Bitte des Vaterunsers möchte ich auch die „letzte große Versuchung“ ansprechen, vor der kein Mensch verschont bleibt, nämlich beim Hineingeraten in das letzte, das sogenannte Jüngste Gericht. Wie werden wir in ihm bestehen können? Werden wir zu denen gehören dürfen, denen der Engel der Gemeinde zu Sardes schreiben durfte: „ Weil du mein Wort von der Geduld bewahrt hast, will auch Ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die auf Erden wohnen..“(Offb.3₁₀). Auch wenn es ausgemacht ist, dass das Reich Gottes im Kommen und das Reich der Versuchung im Vergehen ist, bleibt Jesu Bitte, Gott möge uns nicht in die Versuchung hineinführen, genau so aktuell wie je. Wie sagte doch

der Herr. *„Wachet und betet, damit ihr nicht in die Versuchung geführt werdet!“*

10. „sondern erlöse uns von dem Bösen“

Diese 7. Bitte unsers Vaterunsers ist von ihrer Aussage her eine Weiterführung oder ein Kommentar zur vorhergehenden 6. Bitte, in der wir Gott bitten, Er möge uns nicht in Versuchungen geraten lassen, sondern eben uns vor allem Bösen bewahren. Das zunächst auffälligste an dieser 7. Bitte ist: Im Lukas-evangelium des Vaterunsers fehlt diese Bitte! Wir können nur vermuten, warum der Schreiber des Lukas-Evangeliums diese Bitte nicht überliefert hat. Vermutlich hielt seine griechisch sprechende Gemeinde die Formulierung der 6. Bitte für so ausreichend und klar, dass sie eine Erläuterung durch die 7. Bitte nicht bedurfte. Offensichtlich wusste man im Hellenismus und somit in der griechisch sprechenden Gemeinde des Lukas über den Versucher, den Diabolos, den Bösen, gut Bescheid. Möglicherweise kannte aber die lukianische Tradition die Überlieferung dieser Bitte nicht, obwohl sie in der sogenannten „Didache“ oder der „Lehre der 12 Apostel“ schon im frühen 2. Jahrhundert bezeugt ist. Wir haben also gute Argumente, uns mit dieser 7. Bitte des Vaterunsers zu beschäftigen.

Zum sprachlichen Verständnis dieser Bitte sind zwei Anmerkungen nötig. Die erste bezieht sich auf das griechische Wort, das Luther mit „erlösen“ wiedergibt und das korrekt übersetzt „retten, erretten, bewahren“ heißt. Den Begriff „**erlösen**“ verwenden wir heute im nicht-religiösen Sprachgebrauch so gut wie nicht mehr, es sei denn in der Märchensprache oder eben in religiösen und philosophischen Wendungen. Unsere 7. Bitte lautet demnach: „sondern **errette** uns von dem Bösen“ oder „**bewahre** uns vor dem Bösen“. Damit kommen wir zu der zweiten sprachlichen Schwierigkeit. Was meint „Bewahrung vor **dem** Bösen“? Ist mit dem Bösen **das** Böse, also ein Neutrum gemeint oder **der** Böse, ein Maskulinum, eine Person? Anders gefragt: Wollen wir vor den bösen Dingen der Welt, wie Krankheit, Armut, Krieg, Anklagen und dergleichen durch Gott bewahrt werden oder vor dem Wirken des Satans? Sowohl das Alte wie das Neue Testament verwenden das Wort „**böse**“ sowohl für die Bezeichnung von Dingen, Umständen, Katastrophen usw. (Mt. 15₁₉) als auch zur Kennzeichnung von Menschen (Mt. 22₁₀; 13₄₉). Das besondere am neutestamentlichen Sprachgebrauch dieses Wortes ist aber, dass es – wie in keiner anderen Literatur außerhalb des Neuen Testaments – auch für den Satan, den Teufel, benutzt wird, der hier eindeutig „**der Böse**“

genannt wird (Mt. 13₁₉; Eph.6₁₆; 1.Johannesbrief 2₁₃; 3₁₂ und öfter).

Die Theologen sind sich bis heute nicht einig, welcher Deutung bzw. Lesart von beiden sie den Vorrang geben sollen. Die Auslegungsgeschichte hat beide Wege eingeschlagen. Dabei entwickelte sich in der Alten Kirche geradezu eine Regel: Die **griechischen** Kirchenväter (unter den „Kirchenvätern“ versteht man die kirchlichen Lehrer der ersten 6 Jahrhunderte), also die Ostkirche mit ihren Vertretern wie Origenes über Gregor von Nazians bis zu Maximus dem Bekenner vertraten die Deutung: mit dem Bösen ist der **Satan** gemeint. Hingegen die **lateinischen** Kirchenväter, also die Westkirche, besonders mit ihrem Vertreter Augustinus, plädierten mehrheitlich für den neutrischen Begriff des Bösen. Dieser Auslegung sind die meisten der Reformatoren, die natürlich „westlich“ erzogen waren, gefolgt. Deshalb übersetzte Martin Luther unsere 7.Bitte des Vaterunser, wie die Älteren unter uns es noch gelernt haben, mit „und erlöse uns von dem Übel“- eine Formulierung, die mitunter heute noch in unseren Gottesdiensten zu hören ist. Wenn es heute heißt. „und erlöse uns von dem Bösen“, so ist die Frage eben nicht entschieden, wer oder was mit dem Bösen gemeint ist.

Warum waren sich die Kirchenväter, wenn es um eine so wichtige Frage wie die nach dem Bösen geht, nicht einig? Deshalb nicht, weil fast alle Antworten im Leben von zuvor gefassten Meinungen abhängen. In diesem Falle waren die zuvor gefassten Entscheidungen Lehren, die im Zusammenhang mit der Erlösungslehre des Ostens bzw. des Westens gefasst worden waren.

Die **griechischen Kirchenväter** vertreten eine Heilslehre, die man mit „Christus-Victor-Soteriologie“ bezeichnet. Das heißt: Das Erlösungswerk Christi ist hier eine Kampf- und Siegestat Christi. Die von den Kosmoskräften versklavte Schöpfung ist unter die Oberhoheit des **Satans** und seiner Konsorten geraten. Solange sie herrschen, besteht Feindschaft zwischen Gott und der Welt. So gerät das Menschengeschlecht in eine dreifache Entfremdung: in die Sklaverei der Sünde; in die Sklaverei der dämonischen Mächte; in die Bedrohung, die von Gottes kommendem Gericht ausgeht und die Sünder verurteilen wird. In diesem Zustand der Bedrohung greift Jesus Christus rettend ein. Er befreit den Menschen aus dieser dreifachen Entfremdung. Dem Messias Jesus kostet dieser Sieg das irdische Leben, aber Kreuz heißt nicht Niederlage sondern eben Sieg. Noch kann und darf sich der Satan aufbäumen, obwohl das Urteil über ihn bereits gesprochen

worden ist. Weil jedoch die Gefährdung durch ihn weiterhin besteht, gilt auch nach Jesu Auferstehung „erlöse uns von dem Bösen“.

Auch die **lateinischen Kirchenväter** sehen den vollen Ernst der Gefährdung. Doch bei ihnen ist es nicht so sehr **Satan** und sein Anhang, der die eigentliche Gefahr darstellt, sondern **die Sünde** und ihre zerstörerischen Folgen. Nicht so sehr die kosmischen Mächte rücken in das Blickfeld sondern der Mensch und die mit seiner Lebensführung verbundene rechtlich-moralische Problematik. Hier zeigt sich deutlich der Einfluss römischen Rechtsdenkens auf theologische Urteilsfindung. Wer sündigt, der entehrt Gott, lehrt Anselm von Canterbury und solch ein Sünder zerstört damit die Schöpfungsordnung Gottes. Darauf kann Gott nur mit Strafe oder fordernder Genugtuung reagieren. Da Strafe für einen treuen Schöpfer nicht in Frage kommt – denn Strafe für begangene Sünde wäre der Tod – bleibt nur der Opfergang eines stellvertretenden würdigen Opfers. Und dieses, und nur dieses würdige Opfer ist Jesus, der Christus. Der Preis für die Sünde ist das Kreuz. Durch Jesu Kreuzestod hat Gott Genugtuung erfahren, oder wie die Theologen sagen: Satisfaktion. Wer jedoch glaubt, die Westkirche hätte sich, weil sie so argumentiert, von einem Teufels-

glauben distanziert, der irrt gewaltig. War es doch gerade die Westkirche und nur diese, die den ungeheuerlichen Spuk einer Inquisition und der gräulichen Hexenprozesse heraufbeschworen hat, um damit den Teufel aus den Menschen auszutreiben. Sie und nur sie war es, die zu den verheerenden Kreuzzügen aufgerufen hat.

Die Frage bleibt: Wie sollen wir uns heute entscheiden? Dass Gott uns vor dem Satan oder vor dem Übel bewahre? In jedem der beiden Fälle kommen wir zu dem gleichen Ergebnis: **Das** oder **der** Böse ist nur durch das Kreuz zu überwinden. Damit meine ich: Keiner von uns ist dem Bösen gewachsen, weder den Übeln noch dem Satan. Und wenn ein Mensch vor dem Bösen bewahrt werden will, dann gibt es für ihn nur den Weg des Gebetes zu Gott, seinem Helfer, Er möge uns beistehen und zu Hilfe kommen. Denn der Kampf über das und den Bösen ist noch längst nicht zu Ende.

11. Wie kam das bzw. der Böse in die Welt?

Die Versuche einer Antwort auf diese Frage gehören zu den ältesten Lebensrätseln, die die Menschheit kennt. Generationen aller Völker und Berufe, ob Medizinmänner, Schamanen, Philosophen, Theologen, Ärzte, Psychologen oder Schriftsteller: Sie alle haben auf dieses Problem, das man wissenschaftlich das **Theodizee-Problem** nennt, von Jahrhundert zu Jahrhundert zu antworten versucht. Die erste aller Fragen innerhalb dieses Problems lautete: Hat **Gott**, der doch der Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Welt ist, **das** oder gar **den Bösen** geschaffen? Ist der Böse von Anbeginn der Schöpfung eine Macht oder vielleicht gar eine Person oder möglicherweise ein ehemals guter, dann aber gefallener Engel? Schon die unterschiedlichen Fragestellungen lassen eine Vielzahl möglicher Antworten vermuten. Und in der Tat haben zu verschiedenen Zeiten Menschen unterschiedlicher Kulturen in je eigener Weise geantwortet. Meist waren die Antworten in ein mythisches Gewand gekleidet, das bei seiner Interpretation wiederum voneinander abweichende Antworten provoziert hat.

Wir wollen uns an eine der ältesten Erzählungen **unserer** religiösen Tradition erin-

nern, nämlich an die Geschichte, die allgemein „Vom Sündenfall“ überschrieben und die gleich im ersten Buch der Bibel nachzulesen ist. Vorstellungsmäßig befinden wir uns im Paradies, einem kosmologischen Ort, der zwischen reingeistiger Himmelswelt und grobstofflicher, also sichtbarer Erde, angesiedelt ist. Dieses Paradies ist so etwas wie „feinstoffliches“ Gelände, gedacht zwischen Himmel und Erde. In diesem geschützten Lebensraum wächst neben dem „Baum des Lebens“ der „Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“. Offenbar stecken in den Früchten dieses mythischen Baumes Möglichkeiten, die das Leben der Menschengeister (das sind also zukünftige Menschen, die noch nicht auf der materiellen Erde gelebt haben) hier im Paradies entscheidend verändern können. Seine Früchte selbst sind nicht „gut“ und nicht „böse“, aber ihr Genuss wird die Menschengeister veranlassen, sich für das eine oder für das andere zu entscheiden. Hier im Paradies ist alles noch üppig und lebensprall vorgestellt. Die Menschengeister reden noch mit den Tieren und diese mit ihnen ohne jegliches Gefühl von Angst. Von **dem Bösen** gibt es hier keine Spur und auch **das Böse** existiert nicht wirklich. Aber virtuell, das ist gedachtermaßen, als die Möglichkeit, sich für das Böse, sich für die Lüge, sich für den Ungehorsam gegen Gott, sich für den Egois-

mus, sich für scheinbare Unabhängigkeit zu entscheiden, die gibt es sehr wohl. Denn die Möglichkeit, vom „Baum der Erkenntnis von gut und böse“ zu essen, gehört zu dem größten Geschenk, das der Schöpfer Seinen Menschengestirnen überlassen will: die Freiheit eigener Entscheidung. Ob die Menschengestirne allerdings zu dieser Freiheit damals schon reif waren, ist eine andere Frage. Der Fortgang der Geschichte lässt dieses bezweifeln.

Ich finde es genial, wie die „Alten“ die Frage nach der Herkunft des Bösen beantwortet haben. Im Paradies gibt es Böses nicht wirklich sondern nur die **Möglichkeit** zu Bösem. Und erst, indem die Menschengestirne von der ihnen geschenkten Freiheit Gebrauch machen und sich für die Möglichkeit des Ungehorsams gegen Gott entscheiden, wird aus der Möglichkeit zum Bösen Wirklichkeit und diese Wirklichkeit bringt dann den aus dem Paradies gewiesenen Menschen, also den in die materielle Welt versetzten Menschengestirnen, die Unfreiheit und die Schuld. Die Freiheit, auch Böses zu tun und zu denken, steckt also als Möglichkeit **im Menschen** und bedarf des Reizes **von außen**, um Wirklichkeit zu werden. In der biblischen Erzählung wird mit keinem Wort angedeutet, dass etwa **die Schlange** der Satan wäre! Solche Interpretation entsteht aus gutem Grund erst fünf

Jahrhunderte später. In der Paradies-Erzählung wird uns die Schlange vorgestellt als ein Tier, das klüger ist als die anderen und das **unter** den Menschenggeistern steht. Durch seine Klugheit veranlasst es allerdings die Menschengeister zu ihrer Entscheidung zum Ungehorsam gegen Gottes Gebot. Es gibt ganze Berufsgruppen, die in der Schlange durchaus das Symbol des Heils und nicht das des Unheils sehen. Also: Bevor es in den späteren jüdischen und christlichen Schriften **den Bösen** geben wird, gab es die Möglichkeit, **das Böse** zu wollen. Gott hat also keineswegs **das Böse** geschaffen und auch nicht **den Bösen**. Vielmehr ist die Schöpfung zunächst polar gewollt, d.h. in ihr gibt es immer das eine **und** das andere: das Licht und die Finsternis; die materiellen und die nichtmateriellen Welten; den Nordpol und den Südpol; die Erkenntnis des Guten und des Bösen; die Hitze und die Kälte; die Berge und die Täler usw. Solange die Schöpfung noch polar bleibt, wird es immer die Möglichkeit einer freien persönlichen Entscheidung für das Eine und gegen das Andere geben. Jede dieser Einzelentscheidungen wird das sein, was der Mensch einmal zu verantworten haben wird.

Mit dem Dargestellten ist keineswegs gesagt, dass es **den Bösen** nicht gibt oder dass er nur eine Erfindung späterer Generationen

ist. Der Sachverhalt sieht anders aus. So, wie ich an vorhergehender Stelle schon ausgeführt habe, hinterlässt jedes Tun auf Erden gleichsam eine geistige Spur, eine „Tat-Sphäre“, die schicksalwirkend ist, bis diese Spur gelöscht wird, was nur durch die Vergebung durch Gott geschehen kann. Selbst jeder unserer Gedanken - weil er Energie ist - hinterlässt seine Einprägung, seine Spur in dieser Welt. In gleichem Maße gilt das selbstverständlich auch für das Böse, für die böse Tat, den bösen Gedanken. Wie bei einem Computer jedes Anklicken seine Spur auf der Festplatte hinterlässt, die auch nach dem Löschen vom Fachmann wieder sichtbar gemacht werden kann, so ist mit unseren Gedanken auch. Zunächst mag diese Spur, diese schicksalwirkende Tatsphäre eines Menschen oder einer Menschenfamilie noch unbedeutend sein, aber – vertrauen wir den Berichten der Bibel – wuchs diese Tatsphäre des Bösen in kurzer Zeit lawinenartig an. Dem Brudermord Kains folgten die sexuellen Verfehlungen der Engel und damit verbunden keimte die Zauberei auf. Den Verfehlungen folgten die Hybris des Turmbaus zu Babel und schließlich die Sintflut. Wir können mit Recht sagen, dass sich das Böse und die Bösen zu organisieren begannen. Und so, wie die Bibel sagt, dass kein Reich ohne straffe Organisation bestehen kann, so schloss sich

auch die Gegenmacht gegen Gott gleichsam organisiert zusammen. Ihr Repräsentant wird forthin **der Satan** heißen. Aus dem Verkläger vor Gott, den einst Gott selbst beauftragt hatte, wurde der eigenmächtige Verführer und Gegenspieler Gottes. Aus der ursprünglichen Tat-Sphäre wird eine ganze kosmische Machtsphäre, oder wie man im 19.Jahrhundert zu sagen pflegte: ein kosmisches Prinzip.

12. Wer hilft uns bei der „Erlösung von dem Bösen“?

Diese Frage klingt unzeitgemäß – ich weiß das. Sie klingt doppelt unzeitgemäß, weil uns einmal der Begriff „Erlösung“ abhanden gekommen ist und zweitens, weil uns die heutige Kopf-Theologie mehrheitlich suggerieren will, der Böse sei nur noch als das Böse und zwar nur als innerpsychische Realität begreifbar.

Vielleicht hilft uns die wortgetreue Übersetzung unserer Teilbitte, sie besser zu verstehen. Wörtlich heißt sie: „...sondern **rette** uns vor dem Bösen!“ Um **Rettung** aus einer existentiellen Not geht es also in dieser Bitte. Unser Leben ist von Mächten bedroht, die mächtiger und gewaltiger sind als wir. Und deshalb brauchen wir jemanden, der uns beisteht in unserer Not gegen diese Mächte. Wir sollen und müssen wissen, wer uns unterstützt.

Die Bibelinterpreten der spätjüdischen und der frühchristlichen Zeit gaben dem Bösen einen Namen und verglichen ihn mit einer Schlange und einem großen Drachen, mit „dem großen Drachen, der alten Schlange, die da heißt: Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt“ (Offenb.12₉). Satan ist es, der nicht nur unsere Vorfahren sondern der auch

uns zu einem eingeschränkten Leben in einer materiellen, grobstofflichen, gottfeindlichen Welt verführt. Selbstverständlich ist unser Leben beschränkt, es ist bedroht, es ist gefährdet! Unser Leben ist sogar – je länger es währt – immer bedrohter, brutalisierter und herzloser geworden. Heute gehört nicht einmal mehr Phantasie dazu, um an die Macht des Bösen zu glauben, sei sie nun a-personal und so etwas wie eine Machtsphäre, ein „kosmisches Prinzip“, oder sei sie personal, wie eben in der Person des Satans und seines Gefolges, vorgestellt. Es vergeht keine Stunde dieser Welt, die nicht voll ist von Horroremeldungen und Katastrophen, denen wir scheinbar schutzlos ausgeliefert sind.

Wir erinnern uns: Schon vor 2000 Jahren hatte Jesus und hatten Seine Zeitgenossen als Realisten und nicht als Utopisten, einen klaren, ungetrübten Blick für die Situation ihrer Zeit hinsichtlich der unsichtbaren und der sichtbaren Machtverhältnisse. Wenn sie mit den Teufeln und Dämonen kämpfen mussten, so war ihnen deren Existenz nicht schleierhaft sondern körperlich real. Deshalb konnten sie nicht eindringlich genug vor ihnen warnen. Und schließlich erfuhren Jesu Schüler am eigenen Leibe, wer sie vor den Angriffen des Bösen zu retten vermochte. Es war Gottes Macht, die Er dem **Jesus, dem Messias**, verliehen hat! Es war der Men-

schensohn, den Gott geschickt und der durch Seine Leiden für uns zu der Opferseele aller geworden ist, an dessen Liebe zu Gott und zu uns Menschen selbst satanische Angriffe scheitern mussten. Wir können es heute noch nachlesen, wie Jesu Schüler aus eigenem Erleben schildern, wie ihnen durch Gottes Arm – durch Jesus, den Christus - tatsächliche Rettung gegen die Angriffe Satans widerfahren ist. So schreibt z.B. der Apostel Johannes: *„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass Er die Werke des Teufels zerstöre“* (1.Joh.3₈). Das bekanntlich immer noch eindrucksvollste Werk des Satans ist der in der Schöpfung wirksame **Tod**, der einmal nicht mehr sein wird. Deshalb heißt es im Brief an die Hebräer (2_{14f}): *„Weil nun die Kinder Menschen von Fleisch und Blut sind, hat auch Er (Jesus) in gleicher Weise Fleisch angenommen, um durch Seinen Tod den zu entmachten, der die Gewalt über den Tod hat, nämlich den Teufel, und um die zu befreien, die durch die Furcht vor dem Tod ihr Leben lang in Knechtschaft verfallen waren.“* Anders gesagt: Der **Herr Jesus Christus** ist es, der durch Sein stellvertretendes Leiden, das während Seines gesamten Erdenlebens andauerte und das im Kreuzestod seinen Höhepunkt erreicht hat, dem Satan die Macht über Leben und Tod nahm. Seit Seiner Auferstehung muss kein Mensch mehr den geis-

tigen Tod sterben und muss kein Mensch mehr auf Dauer von Gott getrennt leben. Vielmehr kann sich jeder Mensch bergen lassen in Jesu Reich. Auf Erden freilich, wo dem Bösen noch Handlungsfreiheit gewährt wird (Luk. 10₁₈), stirbt unser Leib noch, weil hier Satans Macht noch nicht völlig gebrochen und weil unsere Lebensart noch nicht gottgemäß ist. Aber auch für uns sterbliche Menschen hat der gnädige Gott schon längst Schritte eingeleitet, damit auch das leibliche Sterben einmal ein Ende haben wird. Die Zeiten, in denen lebende Menschen, sogenannte „**Opferseelen**“, sich Gott zur Verfügung stellen, damit der Menschheit als Ganzer zum Überleben geholfen werde, dauern an. Nur nehmen die wenigsten von uns das wahr; ja: Wir wissen nicht einmal um diese Opferseelen! Vielleicht sind uns solche Gedanken auch noch zu fremd. Wissen wir denn noch, was ein „**Opfer**“ für Gott ist? Es ist – um es auf den Punkt zu bringen, die Hingabe unseres Eigenwillens an Gott; anders gesagt: Es geht um unseren Verzicht auf egoistische Wünsche, unseren Verzicht auf Bestrebungen um die eigene Ehre und Anerkennung und es ist wesentlich unser Einüben in die Demut . Gebe es diese „Opfer“ nicht mehr, hätte das Ungleichgewicht zwischen Gut und Böse den Bösen die Macht belassen, die Menschheit moralisch völlig zu ruinieren und zu vernich-

ten. Wer solch ein „Opfer“ bringt, ist aber noch längst keine „Opferseele“. Opferseelen sind Menschen, die nicht nur ihren eigenen Willen mit dem Willen Gottes gleichsetzen, sondern sie sind, wie es einmal der Prediger Meister Eckart gesagt hat, Menschen, die keinen Willen und kein Wissen und kein Haben mehr vorweisen können, weil sie das alles Gott anheimgestellt haben. Opferseelen müssen sehr sehr viel Leiden ertragen: sowohl körperliche Leiden und quälende Pein als auch geistige Anfechtungen und von Dämonen verursachte Zweifel und Schmerzen. Solch derart heimgesuchten Menschen machen sich nicht selbst zu Opferseelen, sondern sie wurden dazu von Gott berufen noch ehe diese Welt bestand und sie haben damals in der geistigen Welt vor ihrer Menschwerdung und im Heute als Menschen zu ihrer Aufgabe „Ja“ gesagt. Sie bekannt zu machen, ist allein Gottes Sache. Und sie sind es, die die Entwicklung der Welt vorantreiben.

So, wie es Gott gefallen hat, den Satan als unseren eigentlichen Ankläger und Verführer zu demaskieren, so besteht Er auf dem **Vorrang Jesu vor aller Kreatur** und aller Opferseelen, die uns **zur Rettung** bestellt sind. Deshalb heißt es im 4.Kapitel der Apostelgeschichte von Jesus, dem Christus: *„Und in keinem anderen ist das Heil, auch ist*

*kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir gerettet werden sollen.“ (V. 12) - eben: im Namen Jesu sollen wir gerettet werden, weil alle Opferseelen nur „Ausführungsorgane“ Jesu sind. Es gibt im Leben und im Sterben keinen besseren Schutz und keinen gewisseren Trost vor dem Bösen als das Gebet zu Jesus bzw. zum Vater, das uns vor Tücken und Winkelzügen des Satans bewahrt. Und der Schreiber des Epheserbriefes fügt noch eine wesentliche Erfahrung hinzu: „Darum legt die Lüge ab und redet die Wahrheit, ein jeder mit seinem Nächsten, denn wir sind einander als Glieder verbunden. Lasst euch durch den Zorn nicht zur Sünde hinreißen! Die Sonne soll über eurem Zorn nicht untergehen. Gebt dem Teufel keinen Raum!“ (4₂₅₋₂₇). Mit anderen Worten: Die beste Hilfe gegen die Angriffe und Tücken des Versuchers garantiert uns das aufrichtige Gebet zu Gottes Christus und ein gottgemäß geführtes Leben, das seine Mitte in Gott und nicht im eigenen Egoismus hat. Keiner entbindet uns von der Verantwortung, **selbst aktiv** bei unserer Rettung und im Kampf gegen den Bösen zu sein.*

13. „Denn Dein ist das Reich...“

Erst dem II.Vaticanium (1962-1965) ist es beschieden gewesen, alle drei christlichen Konfessionen (vorab der evangelischen und der katholischen), ein Vaterunser mit gleichlautendem Wortlaut zu ermöglichen. Diese Aussage ist insofern einzuschränken, als in vielen katholischen Messen (Gottesdiensten) heute noch nach dem jetzt gemeinsamen Text des Vaterunsers ein Einschub erfolgt, der nie zum Bestand dieses Gebetes gehört hat. Jetzt bildet auch in der katholischen Liturgie ein Gotteslob, eine sogenannte Doxologie, den Abschluss dieses Mustergebetes, die eben mit diesen Worten: „Denn Dein ist die Kraft...“ beginnt. Das Argument derer, die den Satz vom Reich, der Kraft und der Herrlichkeit bisher weggelassen haben, bewegte sich insofern auf brüchigem Eis, als sie argumentierten, die ältesten Evangelien-Handschriften würden diesen Satz nicht kennen. Das ist so nicht ganz richtig, denn die ältesten Handschriften sind verloren gegangen. Die uns heute zugänglichen ältesten Handschriften stammen aus der Zeit um 200 n.Chr. und diese kennen zwar den Lobpreis-Satz nicht, aber – und das wiegt wohl schwerer – wir verfügen über ein Textzeugnis, das 100 Jahre älter ist als der älteste Text der

betreffenden Evangelien-Stelle und in dem das Vaterunser zitiert wird. Es schließt folgendermaßen: *„Denn Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen“* (Zwölf-Apostellehre oder Didache 8₂).

Unsere Doxologie beginnt gleichsam mit einem heiligen „denn“. Denn oder dennoch, sagt dieses Wörtchen, gehört unserem **Gott** trotz des Tobens des Bösen in unserer Welt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Oder sagen wir es so: Unserem Gott gehört die Zukunft! Unserem Gott und denen, die mit Ihm verbunden sind, gehört der Himmel und die noch zu reinigende und zu vergeistigende Erde in Ewigkeit! Erst durch diesen Ausblick in die Zukunft steht das Vaterunser in **dem** Licht, in das es gehört, nämlich in der Sichtweise erhörter Bitten und eines endgültigen Sieges Gottes über Welt, Teufel und Tod. Außerdem: Was ist oder was ist **noch** schriftgemäß? Sind es vielleicht Erweiterungen (oder Auslassungen), außerhalb der „Schrift“? Schriftgemäß war es jedenfalls schon immer, Gebete mit einem Lobpreis Gottes schließen zu lassen. Lesen wir den Text 1.Chronik 29₁₁, wo König David sein Gebet zu Gott folgendermaßen enden lässt: *„**Dein** Herr, ist die Größe und die Macht und die Herrlichkeit, der Glanz und die Majestät! **Dein** Herr, ist das Reich und du bist es, der über alles als Haupt erhaben bist!“* Sollte

nicht der Herr Jesus Christus, gewissermaßen der Erbe Davids, ebenso gebetet haben?

Die Reformatoren haben damals für die Authentizität dieser Doxologie plädiert und sich damit in einen Gegensatz zur Katholischen Kirche gebracht, der bis in das 20. Jahrhundert fortbestanden hat. Mag der Satz in alten Handschriften formal fehlen, inhaltlich gehört er hier her. Jenes heilige „denn“, mit dem der Satz beginnt, verweist uns nicht auf unser frommes Bewusstsein und auf unsere messerscharfe Logik sondern auf Gottes Treue. In einem anderen Zusammenhang drückt Martin Luther das so aus:

*„Das ist unser Fundament: Das Evangelium befiehlt, dass wir nicht die Guttaten und **unsere** Vollkommenheit ins Auge fassen, sondern den verheißenen Gott selbst, den Mittler Christus selbst...Und das ist die Weise, durch die unsere Theologie die Gewissheit hat: Weil sie uns von uns selbst wegrißt und außerhalb von uns selbst stellt, damit wir uns nicht stützen auf unsere Kräfte, Gewissen, Erfahrung, Person, Werke, sondern wir uns stützen, was außerhalb von uns ist, das ist die Verheißung und Wahrheit Gottes, die uns nicht täuschen kann.“.*

Gott, der uns weder täuscht noch enttäuscht, richtet Sein Reich unumstößlich auf. Wohlgemerkt: Er **wird** es nicht erst später einmal aufrichten, sondern Er tut es seit ges-

tern, heute und auch morgen. Das Reich Gottes oder die Königsherrschaft Gottes gehört hier auf unsere Erde, damit gelte: *„wie im Himmel so auf Erden“*, wie wir im Vaterunser beten. Die Erde ist Gottes und nicht des Widersachers Gottes!

Bis die Erde unserem Gott gehören wird, ist es noch ein weiter Weg. Und dieser Weg ist hart und steinig, denn er führt über die verhärteten und ichbezogenen Menschenherzen, die gern und gierig das Ihre suchen und eben nicht *„nach dem Himmelreich trachten“*, wie es uns der Herr Jesus immer wieder empfiehlt. Der Weg ins Reich Gottes ist stets mit einer Abkehr und einer Umkehr des eigenen Lebensweges verbunden, soweit ein Menschenherz dabei bleiben will, noch den eigenen Weg zu bevorzugen. Dass es sich bei unserem Lebensweg nicht um einen Sonntagsspaziergang handelt, dürfte jeder am eigenen Leibe spüren. Jeder Schritt auf dem Wege durch das Leben kann ein Schritt gegen Gott und damit für die Stärkung der Herrschaft Satans sein. Jeder Schritt in der bewussten und gewollten Gemeinschaft mit Gottes Geist wird uns dem großen Lebensziel: Eingang finden in Gottes Reich, näher bringen.

Wie ich bereits ausgeführt habe, geht es im Reich Gottes göttlich zu und die hinein wollen, werden gottähnlich werden müssen,

wenn sie sich denn im Reich Gottes wohlfühlen wollen. Ich bin gar nicht sicher, ob so viele Menschen wirklich in die Nähe Gottes kommen **wollen!** Aber denen, die es wollen, soll und darf niemand den Weg versperren. Unser Herr Jesus Christus, der Seine Lebensaufgabe im wesentlichen darin sah, Menschen auf den Weg ins Reich Gottes vorzubereiten, rät entschieden zur Vorsicht vor denen, die die Menschen, etwa durch unnütze Gebote, daran zu hindern suchen, das Reich Gottes zu betreten, wenn Er ausruft: *„Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen! Ihr geht nicht hinein, und die hinein wollen, lasst ihr nicht hineingehen“*(Mt. 23₁₃). Das sind harte Worte! Hier muss, wo es um Leben im Himmel oder Leiden in der Hölle geht, Tacheles geredet werden! Auch heute muss dort Tacheles geredet werden, wo es so aussieht, als verschenkten die modernen Schriftgelehrten und Pharisäer **ungültige Freikarten** für das Reich Gottes, indem sie nützliche Gebote verschweigen. Es ist unverantwortlich, so zu lehren, als würde Gott nur darauf warten, gnädig sein zu dürfen. Gott wartet keineswegs darauf, uns nach dem Sterben gleichsam noch im Schlaf zu neuen Menschen umzumodeln. Täusche sich niemand! *„Geht hinein durch die **enge** Pforte. Denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit,*

*der zur Verdammnis führt, und viele sind es, die auf ihm hineingehen. Wie **eng** ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden!* (Mt. 7_{13f}). Worte des lebendigen Gottes!

14. „...Denn Dein ist die Kraft....“

Mit diesem zweiten Stichwort unseres das Vaterunser abschließenden Lobpreises Gottes berühren wir ein heikles Spannungsfeld menschlicher Geschichte: der Frage nach der Macht. Den Begriff, den Luther an dieser Stelle mit „**Kraft**“ wiedergegeben hat, bezeichnet das Griechische genauer mit „**Macht**“ oder „**Mächtigkeit**“, mit **dynamis**. Der Begriff „Macht“ ist ein grundlegend biblischer Begriff. Im Alten Testament kommt er ca. 480mal vor und das Neue Testament erwähnt ihn genau 118mal und dabei fast ausschließlich, wenn es von Gottes Macht oder Kraft oder der Kraft redet, die Gott einem Menschen für die Erfüllung besonderer Aufgaben verleiht.

Das Wort „Macht“ ist heute ein anrühiges Wort, weil weltlicher Machtmissbrauch so erschreckend allgegenwärtig war und ist. Es verblüfft, wie recht Friedrich Nietzsche mit seiner Vorausschau hatte, als er im Blick auf das kommende 20.Jahrhundert formulierte: Die kommende Zeit werde beherrscht sein von einem gesteigerten Lebenswillen „ *bis zu einem unbedingten Willen zur Macht und Übermacht.*“ Niemand kann übersehen, in welchem verheerend hohem Maße das vergangene Jahrhundert unter dem Einfluss von Macht

und Ohnmacht stand und auch unser Jahrhundert noch steht. Der „Wille zur Macht“ bringt Bestien hervor — politische, ökonomische und technische. Wenn nun unser Herrengebet von der Kraft bzw. von der Macht Gottes spricht, so ist **damals** ein Gegensatz gesetzt worden zu der Arroganz der Mächtigen, besonders derer in Rom, und der Macht Gottes. Die „Macht Gottes“ findet immer ihren höchsten Ausdruck in der **Demut** und in der **Liebe Gottes** und nicht in Seiner absoluten Allmacht und Überlegenheit! Gott, der Herr, fühlt gerade mit den Schwachen und Geängsteten. In dem Lebenslauf des Menschen Jesus lässt Gott für uns widerspiegeln, wie Er selbst Macht versteht: in der Hingabe Seines Liebsten, nämlich Seines Sohnes aus großer Liebe zu den Gequälten dieser Erde.

Der Theologe Eberhard Jüngel trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er schreibt: *„Dass **Gott der Herr** ist, wird...als ein mit dem Satz, Gott ist Liebe' auf das genaueste zusammenstimmender Anspruch verstanden.... Gottes Allmacht ist vielmehr als die Macht seiner Liebe zu verstehen. Nur die Liebe ist allmächtig...“* Dieser wahre Satz ist aber nur dann richtig verstanden, wenn er nicht sentimental missverstanden wird! Die Macht göttlicher Liebe duldet zwar das meiste — vielleicht sogar alles - wie der schöne Hymnus des 1. Korintherbriefes, Kap. 13 die Liebe beschreibt, aber die Liebe

Gottes kann auch fordern. Von Jesus forderte diese Liebe die totale Hingabe. Liebe - das haben wir wohl alle am eigenen Leibe erfahren — kann nicht nur verzeihen, sondern unter Umständen kann sie auch streng sein! Es heißt eben nicht: „Die Liebe lässt alles durchgehen!“ Liebe ist eine Himmelsmacht, sagen die Folkloristen und der Volksmund weiß zu formulieren: „Gegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen!“ Die Liebe ist die stärkste Macht auf Erden und wird das wohl auch bleiben.

Wie sehr selbst eine Macht der Liebe in einer Welt gnadenloser Machtausübung falsch verstanden werden kann, zeigt sich sogar bei den „Heiligen“ der Evangelischen Kirche. Mit der Veröffentlichung der Briefe Dietrich Bonhoeffers aus Tegel begann ein missverstandenes Wort die Runde zu machen, das Wort vom „**ohnmächtigen Gott**“. Es sollte sich auch hier bewahrheiten, dass das, was man für Gold hielt, sich in den Händen als Blech erwies. Bei Bonhoeffer lesen wir: *„Gott lässt sich aus der Welt herausdrängen ans Kreuz, Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns...Hier liegt der entscheidende Unterschied zu allen Religionen. Die Religiosität des Menschen weist ihn in seiner Not an die Macht Gottes in der Welt. ...Die Bibel weist den Menschen an die **Ohnmacht** und die Leiden*

Gottes; nur der leidende Gott kann helfen..."
Bonhoeffer nennt diese Betrachtungsweise „weltliche Interpretation“ der Bibel, die mit einer falschen Gottesvorstellung aufräume.
Ich wage zu behaupten, dass Bonhoeffer sich hier getäuscht hat, und zwar in mehrfacher Hinsicht. 1. Ist es nicht Gott, der sich aus der Welt hinaus- und ans Kreuz drängen lässt, sondern es ist der Sohn Gottes: Jesus Christus. 2. Auch der Sohn lässt sich nicht aus der Welt drängen, sondern Er aufersteht als Sieger in diese Welt hinein und noch über sie hinaus. 3. Der leidende Gott ist noch lange nicht der ohnmächtige Gott. Ein Ohnmächtiger muss an sich handeln lassen; der leidende Gottessohn ist höchst aktiv. Er gab sich hin. 4. Die These: die Bibel weise den Menschen an die Ohnmacht Gottes, ist eine Theorie. Es gibt keinen biblischen Begriff für Ohnmacht (*adynamia*), wohl aber den der menschlichen Schwäche (*astheneia*), das ist der Schwäche der menschlichen Natur, die auch dem Herrn Jesus zu tragen auferlegt gewesen ist.

Richtig gesehen an Bonhoeffers Bemerkungen über den ohnmächtigen Gott ist die Kritik an falsch verstandener Macht. Denn Gott handelt an uns nicht kraft Seiner Allmacht sondern kraft Seiner Liebe. Zur theologischen Falle sind diese Sätze Bonhoeffers denen geworden, die gebannt von der

gnadenlosen Macht der Mächtigen Gottes Handeln in und mit Jesus als Ohnmacht begreifen. Gott ist und war nie ohnmächtig! Gott ist langmütig und freundlich und geduldig (Ps. 86₁₅; 103₈; 145₈; Joh.2₁₃ u.ö.), aber niemals ohnmächtig! Gott gewährt den (machtbesessenen) Menschen auch dann noch ihre Freiheit, wenn sie diese auf die größte Weise missbrauchen. Dieses Gewähren-Lassen Gottes ist weder Schwäche noch Ohnmacht, sondern Rücksichtnahme auf unsere Schwächen! Die Rede von Gottes Ohnmacht anstelle Seiner Allmacht empfinde ich als pervers, wie man an den Früchten solcher Rede erfahren kann; etwa in Tilmann Mosers „Gottesvergiftung“ (1976) oder in H.E.Richters „Der Gotteskomplex“ (1979).

Weiteren Auftrieb erhielt diese perverse Rede vom ohnmächtigen Gott durch die jüdische Interpretation der Auschwitz-Verbrechen im Blick auf Gott, namentlich durch den Religionsphilosophen Hans Jonas. Jonas veröffentlichte 1984 in einer Festschrift einen kleinen Essay, der 1987 als Broschüre unter dem Titel „Der Gottesbegriff nach Auschwitz“ erschienen ist und der unter Theologen damals einiges Aufsehen erregt hat. Man meinte schon, man müsse von einer 'Theologie nach Auschwitz' reden. Hans Jonas hat mit besonderer Eindringlichkeit beschrieben, dass das Geschehen in Auschwitz

dem, „was man schon immer wissen konnte vom Ausmaß des Schrecklichen...was Menschen anderen Menschen antun können und getan haben“, eine neue Qualität hinzugefügt hat. Nach Auschwitz könne man von Gott nicht mehr so reden, wie das bisher für möglich gehalten worden ist. Nach Auschwitz, so formulierten dann einige Theologen, könne man nicht mehr singen: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann“ , so wie Adorno meinte, nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben. Auschwitz, sagt Jonas, füge „der jüdischen Geschichtserfahrung ein Niedagewesenes hinzu, das mit den alten theologischen Kategorien nicht zu meistern ist. Wer vom Gottesbegriff nicht einfach lassen will..., der muss, um ihn nicht aufgeben zu müssen, ihn neu überdenken... Den ‚Herrn der Geschichte‘ wird er dabei wohl fahren lassen müssen.“

Gottes Allmacht habe mit der Schöpfung aufgehört, sagt Jonas. „ein ohnmächtiger Gott litt mit den Opfern der Shoa, die er nicht verhindern konnte.“ Nicht etwa, weil Gott nicht wollte, sondern weil er nicht konnte, hat Er in Auschwitz nicht eingegriffen. „ Der in Jesu Leiden und Sterben sich offenbarende Gott ist nicht ein glorreicher, allmächtiger Gott, sondern gleichsam, unter dem Gegenteil verborgen, es ist der im Leiden im Kreuz verborgene Gott, es ist ein ohnmächtiger Gott.“ Die Gedanken von

Hans Jonas gipfeln in der schon früher von ihm vertretenen These: „ *Nachdem er (Gott) sich ganz in die werdende Welt hineingab, hat Gott nichts mehr zu geben: Jetzt ist es am Menschen, Ihm zu geben*“. Was für eine Leiderfahrung und was für eine Bitternis spricht aus diesen Sätzen!

Dürfen oder sollen wir uns nach dieser Logik verbieten lassen, von der Allmacht Gottes zu reden? Aus den großen theologischen Lexika der 60er, 70er und 80er Jahre und bis ins Heute hinein sind jedenfalls die Stichworte von der „Macht Gottes“ bzw. von Seiner „Allmacht“ verschwunden. Und, wie ich höre, gerieren sich auch heutige Prediger, Gott in der Liturgie oder im Gebet mit „allmächtiger Gott, barmherziger Vater“, anzureden. Nun kommt aber das „heilige Dennoch“: Weil Gott nicht aufhört, Gott zu sein, deshalb hört Er auch nicht auf, Herr und allmächtig zu sein. Freilich, wie schon gesagt: **Seine Liebe** ist Seine Allmacht. Und der angeblichen „Ohnmacht Gottes“ wie Jonas und Bonhoeffer und andere formulierten, folgt nicht Gottes bzw. Jesu Tod und Ende, sondern Sein Leben und Sein Auferstehen. Wie schrieb doch Paulus einst: „*Wenn Er auch gekreuzigt worden ist infolge der Schwachheit (der *astheneia*), so lebt Er doch in der Macht (dynamis) Gottes.*“
Daran wird auch in Zukunft weder eine Philo-

sophie noch eine Theologie etwas ändern
können

15. „...Denn Dein ist die Herrlichkeit....“

Neulich sagte ein Besucher, der mich in mein Arbeitszimmer begleitete: „Mann, haben Sie aber eine herrliche Bibliothek!“ In diesem Falle war es klar, was mein Gast mit „herrlich“ meinte: eine außerordentlich umfangreiche, geordnete und vielseitige Büchersammlung. Für ihn war das „Herrliche“ mit den Augen wahrnehmbar. Was aber meinten die Menschen der Bibel, wenn sie von der Herrlichkeit Gottes redeten? Was war ihren Augen sichtbar? War überhaupt etwas sichtbar? War es **Gottes** Herrlichkeit, die sie sahen, oder war es nur der Abglanz dieser Herrlichkeit in der Schöpfung?

Die Schreiber des Alten Testaments preisen mehr als 300mal und die des Neuen mehr als 150mal die Herrlichkeit Gottes bzw. Seines Messias preisen: Sollte ihnen dann nicht ein Aspekt oder doch eine Eigenschaft Gottes betroffen gemacht haben? Sollten sie da nicht auch etwas gesehen haben? So viel ist jedenfalls deutlich: Wo es darum geht, etwas von der Herrlichkeit Gottes zu sehen, da offenbart Gott sich selbst.

Die Bibel berichtet vielerorts sowohl von den Versuchen der Menschen, Gott sehen zu

dürfen als auch von dem Ja Gottes, sich sehen zu lassen. Wie Beides mit Gottes Herrlichkeit zusammenhängt, wird uns folgend Geschichte verdeutlichen.

Aus unerklärlichen Gründen hatte Gott sich das in der Sklaverei Ägyptens befindliche Völkchen der Hebräer auserwählt, Vollzieher göttlichen Willens innerhalb eines bestimmten Territoriums der Erde zu werden. Mittler zwischen Gott und dem Volk wurde Mose, der sich aber der Aufgabe nicht gewachsen fühlte und Gott um ein Zeichen bat, damit er von seinem Volk als der Beauftragte dieses Gottes anerkannt werden konnte. Im 2. Buch Mose lesen wir im 33. Kapitel davon, wie Mose Gott bittet, doch Sein Angesicht sehen zu dürfen, was ihm allerdings nicht gewährt wird. Als Mose schließlich bittet: *„Lass mich Deine Herrlichkeit sehen!“*, antwortet der Gott JHWH ihm: *„Ich will vor deinem Angesicht all meinen Glanz (beziehungsweise meine Schönheit) vorübergehen lassen....“* Und Gott sprach weiter: *„Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.“* Schließlich soll Mose sich in eine Felsspalte stellen, Gott will Seine Hand schützend über ihn halten bis Er vorübergegangen sein wird. Dann, so heißt es: *„will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht darf nicht gesehen werden.“* Die **Herr-**

lichkeit Gottes ist es, die Mose sehen darf. Und diese Herrlichkeit wird beschrieben als der Glanz – oder sollen wir sagen: als die Aura Gottes – bzw. als Seine Schönheit. Gottes Herrlichkeit ist also eine Ihm anhaftende sichtbare Eigenschaft von überwältigender „Ausstrahlung“. Erfahrbar wurde dieser Strahlenglanz Gottes zum Beispiel Menschen auf dem Berge Sinai, in der Stiftshütte, später öfter im Tempel oder zu außergewöhnlichen Anlässen. Aber jedes Mal muss eine Wolke oder Gottes Hand selbst diesen Glanz abdecken oder abmildern, damit Menschen infolge dieser Strahlkraft keinen Schaden erleiden.

Einige Jahrhunderte später – wahrscheinlich sind einige Menschen im Volk Israels, wie die Hebräer jetzt heißen, wesentlich spiritueller geworden als es das ehemalige Wüstenvolk gewesen war – nimmt die Herrlichkeit Gottes beim Propheten Ezechiel (Hesekiel) konkretere Form an und offenbart sich ihm als eine strahlenumflossene Gestalt, die wie ein Mensch aussieht. In der sogenannten Merkaba oder Thronwagenvision darf der Prophet Jemanden sehen, *„der auf dem Thron saß und aussah wie ein Mensch...Wie der Regenbogen in den Wolken steht, wenn es geregnet hat, so glänzte es rings umher. So war die Herrlichkeit JHWH's anzusehen.“*

Ezechiel darf Gott in Seiner Herrlichkeit schauen und er muß nicht sterben. Die Gewaltigkeit dieser Gottesbegegnung, die gleichzeitig seine Berufung zum Propheten ist, wirft ihn zwar zu Boden, aber sie tötet ihn nicht.

Damit haben wir uns den Weg für das Verständnis dessen, was der Herr Jesus bzw. was die neutestamentlichen Autoren mit dieser Rede von der Herrlichkeit Gottes sagen wollen, geöffnet. Das Neue gegenüber dem Alten Testament besteht im Wesentlichen darin, daß jetzt auch dem **Menschen** eröffnet wird, Teilhaber dieser Herrlichkeit zu werden, die jetzt auch räumlich verstanden werden kann, als ein Raum oder als ein „Reich“. Die Bahn dahin bricht den Menschen – das wussten schon die Mandäer und die iranischen Weisen vorchristlicher Zeit – ein Wesen, ein „Menschensohn“, der selbst Teilhaber dieser Herrlichkeit Gottes ist und ebenfalls Menschengestalt angenommen haben wird. Ganz offensichtlich haben die Frommen des Urchristentums in Jesus aus Nazareth dieses Wesen, das der Herrlichkeit Gottes teilhaftig ist, gesehen. Sehr wahrscheinlich hat sich auch Jesus selbst als den gekommenen Menschensohn, als das Kind menschlicher Eltern, verstanden, der den einzelnen Menschen aller kommenden Zeiten den Zugang in die Herr-

lichkeit Gottes –jetzt verstanden als das Reich Gottes – bereitet.

Der Apostel **Paulus** wird dann diese Vorstellung vom Verherrlichtwerden des Menschen noch weiter ausführen und erläutern. Paulus wird davon reden, dass der Christ nicht so bleiben kann und so bleiben darf, wie er ist, sondern daß er ganz und total vergeistigt oder vergottet werden muß, wenn er denn in die Herrlichkeit Gottes eingehen will. Im 15.Kapitel des ersten Korintherbriefes schreibt der Apostel: *„Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel; woher wir auch den Retter erwarten, den Herrn Jesus Christus, der unseren Leib der Niedrigkeit umgestalten wird zur Gleichgestalt mit Seinem Leib der Herrlichkeit...“* Damit wir aber nicht bis zur Auferstehung der Toten darauf warten müssen, verheißt uns der Apostel unter gewissen Umständen schon in diesem Leben, so wir denn den Christus recht lieben, den beginnenden Vergeistigungsprozeß. In Anspielung auf eine Begebenheit im Leben des Mose, der die Herrlichkeit Gottes, wie wir bereits erfuhren, nur von der Rückseite sehen durfte und in Anspielung auf das Volk der Hebräer, die dann nur das verhüllte Angesicht des strahlenden Mose ertragen konnten, schreibt er: *„Nun aber schauen wir alle mit aufgedecktem Gesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in ei-*

*nem Spiegel, und wir werden verklärt in Sein Bild von einer Herrlichkeit zur anderen von dem Herrn, der der Geist ist“ (2.Kor.3,18). Also: Wir Christen können die Herrlichkeit Gottes in Jesus Christus widergespiegelt wahrnehmen. Und indem wir auf Ihn schauen, uns in Ihn einwohnen, Ihn lieben und Ihm Heimatrecht in unserem Herzen gewähren, werden auch wir stufenweise verwandelt, vergeistigt, verherrlicht, vergottet. Wie sehr diese Gedanken gerade auch den jungen **Martin Luther** begeistert haben, kann jeder nachlesen in dem ersten Büchlein, das der Reformator gleich in mehreren Auflagen erscheinen ließ unter dem Titel: „Eine Theologia Deutsch“.*

Einen Haken hat dieses Verherrlicht-oder Vergottetwerden allerdings. Es geschieht bei keinem Menschen an den Versuchungen, Belastungen, Herausforderungen und Nöten, die der Alltag eines Christen mit sich bringt, vorbei. Der Apostel beschreibt diesen Vorgang so:

„In allem werden wir bedrängt, aber nicht in die Enge getrieben, in Zweifel versetzt, aber nicht in Verzweiflung, verfolgt, aber nicht verlassen, zu Boden geworfen, aber nicht vernichtet; allezeit tragen wir das Sterben Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde“

(2.Kor.4⁷⁻¹⁰). Der Verherrlichungs-Vorgang, so er denn schon in diesem Leben beginnt, ist ein Leidensweg. Es sind die Mystiker, und wahrscheinlich nur die Mystiker, die auf ihrem Leidensweg von Gott gewürdigt worden sind, in unseren Tagen Seine Herrlichkeit zu schauen und über die ihnen zuteil gewordene Offenbarung zu berichten. Gott schweigt in unseren Tagen keineswegs! Wenigen ist es erlaubt gewesen, der Person Gottes direkt zu begegnen; **einem** war die Aufgabe übertragen, die Vergeistigung der Leibesmaterie am eigenen Leibe stellvertretend auszuhalten und für alle Menschen einzuleiten, damit unsere Verherrlichung beginne. So sind wir denn, die ihre Hoffnung auf den Herren Jesus Christus setzen, voller Erwartung der Wunder, die der gnädige Gott an uns tun wird. Niemals wird Er das Ziel, das das ganze Vaterunser bestimmt: Das Kommen des Reiches Gottes mit Seiner Herrlichkeit, aus den Augen verlieren und damit uns und unsere Vergottung ebenso wenig. Deshalb rufen wir im Leiden wie im Loben und Danken im Angesicht Jesu: „Vater unser, der Du bist im Himmel....“